Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl — kr.
Für einen Monat. . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Sechszehntes Kapitel.

In dem von hohen Linden überschatteten Schloßhofe zu Lüben tummelte sich im Ballspiel eine junge Frau mit einem Knaben herum. Der für sein sechsjähriges Alter hochaufgeschossene, kräftige Knabe zeigte große Geschicklichkeit und schleuderte den ihm von der jungen Frau zugeworfenen Ball rasch und gewandt zurück.

Immer lebhafter wurde das Spiel der Beiden, immer hitziger der Knabe, und jetzt gab er seinem Ball einen so heftigen Schlag, daß er im weiten Bogen dahin sauste und einem Manne an den Kopf flog, der, behaglich auf einer Mauer sitzend, mit den Beinen hin und her schlenkerte und, wie er selbst zu sagen pflegte, „den Esel ausläutete.“ Der Mann auf der Mauer war damit recht unsanft aus seinen Träumen aufgeschreckt worden, dennoch zeigte er kein verdrießliches Gesicht, sondern sagte lachend: „Dies ist ein schlechter Anfang, wenn Du nur Narren treffen kannst.“

„Kluge Leute trifft man so selten," antwortete der Knabe, der herbeigeeilt war und sich den Ball wieder aufgehoben hatte.

„Ei seht mal, das war witziger, als Du denkst, Junge! Du hast einen offenen Kopf, und wenn sie Deinem guten Vater Lüben auch noch wegnehmen, kannst Du einmal lustiger Rath werden, das ist ein gar wichtiges Amt!" und der Narr schüttelte mit vielem Anstand seine Schellenkappe.

„Wo denkst Du hin, ich werde nicht ein solcher Narr sein!" entgegnete der Knabe mit großem Ernst, „ich werde mir Liegnitz schon wieder holen, hat die Mutter gesagt!"

„Es dünkt so Mancher sich ein Aar,
Ist nur aus schlechter Rabenschaar,
Und Niemand fürchtet sich vor Raben,
Weil sie nicht scharfe Klauen haben."

sang der Narr mit schneidender Fistelstimme und das Gesicht zu einem hämischen Grinsen verzerrend.

Der Knabe, der zwar den Sinn des Verses nicht ganz verstand, fühlte doch den Spott heraus, und sein hübsches, ausdrucksvolles Gesicht röthete sich im heftigsten Zorn. Er hob drohend das Ballscheit in die Höhe und rief: „Du sollst sehen, daß ich Klauen habe!" und er wollte schon die Füße des Narren bearbeiten, da er diese noch mit seiner Waffe erreichen konnte. Der Narr zog ruhig die Beine hinauf und drehte seinem kleinen Feinde eine Nase. Dieser be=

gann in ohnmächtiger Wuth zu weinen und beruhigte sich erst, als die junge Frau, die inzwischen herangetreten war, ihn liebkosend an sich zog und mit ihrem Tuche seine Thränen trocknete, „Schäm' Dich, den armen Jungen zu ärgern," wandte sich die junge Frau zu dem Narren. „Du weißt, er ist mein Schützling, und wer's mit ihm verdirbt, verdirbt es auch mit mir."

„Ich wollt' ihm nur zeigen, wie's die Liegnitzer machen würden," entgegnete der Narr, „Du aber, Jagula, schwatz' mir nicht von schützen, sonst werd' ich wieder nüchtern und hab' doch schon meine zwei Maß getrunken! Der Junge muß Dich schützen, nicht Du ihn!" Der Narr hatte damit die Wahrheit getroffen, das sah man an dem zornigen Zittern der Lippe, dem dunkelblitzenden Auge der jungen Frau, die, ganz gegen ihre Gewohnheit, auf einige Augenblicke die Antwort schuldig blieb.

Jagula fühlte sich an dem Hofe Johann's von Lüben nicht mehr so sicher, als an dem Liegnitzer Herzogin Elisabeth's. Mochte sie eine Entdeckung ihrer rachsüchtigen Hinterlist bei der Verschwörung fürchten, oder fühlte sie sich selbst durch die eigene Schuld gedrückt und war ihrer Freundin entfremdet? Thatsache war, daß sie auf Hedwig weniger als früher Einfluß auszuüben vermochte, und deshalb hatte sich die schlaue Polin dem Sohne Hedwig's, dem kleinen Friedrich, zugewandt. Sie war unermüdlich

im Erfinden neuer Unterhaltungen für den kleinen Herzog, und so lange sie mit dem Knaben ihr Wesen trieb, war sie heiter und harmlos, vergaß sie das Nagen des Wurmes, der an ihrem Seelenleben zehrte.

Der junge Herzog hing an Jagula mit der ganzen leidenschaftlichen Erregtheit eines Knabenherzens, das endlich einen vortrefflichen Spielgefährten und für alle Klagen und Wünsche ein geneigtes Ohr gefunden.

Alle am Hofe fanden Jagula's Theilnahme für den kleinen Friedrich ganz natürlich, da die Polin, die bald nach der Vertreibung aus Liegnitz Frau von der Heide geworden war, sich keiner Kinder zu erfreuen hatte.

Jagula fühlte sich nicht wenig betroffen, sich von dem Narren durchschaut zu sehen, dennoch unterdrückte sie ihren Zorn, und sie entgegnete endlich: „Du wirst wirklich alle Tage verbissener, mein lieber Rath, und alle Deine Späße schmecken nach Galle!"

„Das macht der schlechte Wein, den wir hier trinken müssen," erwiederte der Narr seufzend. „Für das ganze Herzogthum Liegnitz geb' ich nicht einen Judenheller, aber die prächtigen Stück-Fäßlein, die wir dort lassen mußten, die jammern mich ewig — mein Freund, der Truchseß, klagt auch darüber."

„Ich denke, unter den Kostbarkeiten, die er damals nach Lüben geschleppt, war auch ein großes Faß."

„Ein einziges Faß!" bemerkte der Narr mit Ent-

rüstung, „er konnte ja den andern Bettel liegen lassen, der Wein war die Hauptsache!“

„Und der Johann hat's ihm gar übel vermerkt, daß er die vielen schönen Handschriften und Pergamente liegen gelassen, und nicht den Wein,“ entgegnete Jagula.

„Ja, ein merkwürdiger Mann, der Herzog!“ rief der Narr lachend aus. „Er liebäugelt mit diesen schmutzigen, übelriechenden Pergamenten, als ob's Weinkrüge wären. Friedrich! höre den Rath eines weisen Mannes,“ wandte er sich zu dem Knaben, der längst seinen gehabten Aerger vergessen und eine Armbrust zu spannen suchte, die irgendwo gelegen hatte. „Geh' diesen Eselshäuten aus dem Wege; je länger Du die Nase hineinsteckst, je ähnlicher wirst Du diesem vortrefflichen Thiere, das seine Haut dazu hergegeben, um Narrheiten darauf malen zu lassen. Die weisesten Lehren findest Du nur in einem vollen Becher!“

„Ich will weder lesen noch trinken lernen,“ entgegnete der Knabe und zerrte mit aller Gewalt an seiner Armbrust weiter, „tapfer will ich werden und groß, und in der Schlacht immer der Erste sein. Siehst Du, nun ist der Bogen gespannt,“ setzte er mit blitzendem Auge hinzu, „ja, die muß nun Kraft haben!“

„Du wirst noch ein größerer Narr, als Dein Vater!“ bemerkte der lustige Rath.

„Und der sagt, Du wärst ein Trunkenbold,“ entgegnete der Knabe, der jetzt mit gespannter Armbrust kecker und sicherer wurde.

„Was kann man in einem solch' elenden Nest, wie Lüben, Anderes thun, als trinken?“ erwiederte der Narr. „Bring' uns wieder in's Liegnitzer Schloß, kleiner Held, und ich trinke keinen Tropfen mehr!“ setzte er in der Ueberzeugung, daß dies nimmer geschehen würde, spottend hinzu.

In diesem Augenblick stieß der Thurmwart in's Horn; zwei Reiter standen vor dem Thor und begehrten Einlaß. Die Zugbrücke wurde niedergelassen, und die vom Staub der Landstraße überdeckten Reiter ritten langsam in den Schloßhof und stiegen von ihren Pferden.

„Woher des Weges, Freunde?“ frug der Narr und glitt jetzt vorsichtig an der Mauer herunter.

„Von Liegnitz,“ war die Antwort der Männer, die ruhig weiter schreiten wollten; aber der Narr vertrat ihnen mit der Frage den Weg: „Was macht mein lieber Bruder, der Bürgermeister von Liegnitz?“

Einer der Männer lachte; aber der Andere blickte den Fragenden vom Kopf bis zu den Füßen an und entgegnete: „Ihr fragt als Narr zu viel!“

„Guten Tag, Herr Johannes Schober, wenn mich mein Auge nicht trügt,“ rief jetzt Jagula, die nach einigem Besinnen den würdigen Bauherrn erkannt hatte; denn zu einer solchen Sendung, wie der heu-

tigen, bedurfte es gewichtiger, ansehnlicher Männer, und der Andere, der so lustig mit dem Narren weiter plauderte und an dessen Spöttereien Gefallen fand, war Niemand anders als der Ziegelherr Jodocus Lindner.

„Ihr habt Recht, Frau Kanzlerin!“ sagte der Bauherr mit einem leichten Anflug von Spott, „ich seh', Eure schönen Augen haben während des Ehestandes noch nicht gelitten.“

„Wie sollte ich den Mann nicht wieder erkennen, der bei dem Zedlitz'schen Verlobungsfest so fein und zierlich vorzutanzen wußte?“ entgegnete Jagula, und ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr sie lebhaft fort: „Ja, ja, von dort ging der Tanz an und wurde immer wilder und verworrener; aber habt Ihr Euch nun besonnen? Gebt Ihr nach? Was treibt Bitsch? Schleicht er noch immer in die Weinstube Peter Rothe's?“ Die letzte Frage kam doch schon zögernd und unsicher heraus.

„Hier ist unsere Antwort,“ entgegnete Johannes Schober und zog aus seiner Brusttasche einen sorgfältig zugesiegelten Brief hervor. „Wo ist der Herzog?“

„Kommt, ich will Euch zu Hedwig führen,“ bemerkte Jagula und wollte voranschreiten.

„Meine Antwort lautet an Johann von Lüben,“ erwiederte der Bauherr scharf betonend.

„Wie Ihr wollt,“ entgegnete Jagula. „Nur müßt Ihr mir unterwegs viel von Liegnitz erzählen.“

Jodocus Lindner und der Narr folgten den Beiden im lustigsten Geplauder.

Die Ankunft der Liegnitzer Abgesandten erregte im Lüben'schen Schlosse nicht wenig Aufsehen. Der kleine Friedrich war sogleich mit dieser wichtigen Nachricht zu seiner Mutter gelaufen, und vom Truchseß bis zum geringsten Troßbuben hinunter war Alles in gespannter Erwartung, welche Entscheidung der Bote bringen würde.

Ueber zwei Jahre hatte nun schon der Lehnsstreit gedauert und war noch nicht zu einem rechten Austrag gekommen.

Es war viel hin- und hergeschrieben worden. Johann hatte es an gütlichen Vorstellungen, ja an Drohungen bei den Liegnitzern nicht fehlen lassen und, als dies Alles nicht verschlug, sich klagend an Kaiser und Reich gewandt. Im Juni 1451 hatte endlich der Kaiser Friedrich III. einen Reichstag einberufen und ein Lehnsgericht eingesetzt, das aber nur aus kaiserlichen Räthen bestand.

Johann von Lüben und sein Bruder Heinrich X., der als nächster Agnat sich ebenfalls bei diesem Erbschaftsstreit betheiligt hielt, waren zwar in Breslau erschienen, verlangten jedoch ein sogenanntes Fürstengericht und wollten nur von Ihresgleichen gerichtet werden. Der Kaiser hatte ihm zwar solches zugesagt, aber nicht gehalten, und deshalb mochte sich Johann der Entscheidung dieses Gerichts, das ihm das

Erbrecht auf Liegnitz völlig absprach, nicht unterwerfen und protestirte gegen die Giltigkeit des Spruches.

Das kaiserliche Gericht hatte besonders hervorgehoben, es wäre bei dem Lehnsstreit nicht die Frage, ob Johann der nächste Agnat Ludwig's II., weil diesem blos „ex privilegio personali et singulari gratia" durch Kaiser Siegismund das Fürstenthum gelassen worden, sondern die Frage bestehe darin, ob nach des Bischof's Wenzel, als des letzten Liegnitz'schen Herzogs, Tode die Briegische Linie als mit belehnt angesehen werden könne, nachdem durch Absterben Ludwig's II. die besondere Gnade erloschen. Herzog Johann hatte zwar das nachzuweisen gesucht und sich auf einen Brief des Kaisers Wenzel aus dem Jahre 1379 gestützt, in welchem die Mitbelehnung für Brieg und Liegnitz ausdrücklich erwähnt war; doch das kaiserliche Gericht erklärte die Urkunde Wenzel's für ungiltig, weil erwiesenermaßen dieser kaiserliche Herr aus Trägheit oder im unzurechnungsfähigen Zustande der Trunkenheit oft bloße, unbeschriebene Pergamente mit seinem Stempel und seiner Unterschrift versehen, verkauft oder weggegeben habe. Es war freilich seltsam genug, daß die kaiserlichen Räthe das schlechte Regiment eines der Vorfahren ihres Herrn so schonungslos aufdecken mußten, um eine kaiserliche Urkunde für ungiltig erklären zu können; aber das kaiserliche Gericht suchte sich noch hinter staatsmännischen Gründen zu verschanzen. Diese vermeintliche

Mitbelehnung Kaiser Wenzel's laufe den Vortheilen der böhmischen Krone schnurstracks zuwider und sei nur als res „mea gratiae" anzusehen. Damals suchte man also schon den Grundsatz geltend zu machen, daß die Handlungen eines Regenten, die den Staat geschädigt, für null und nichtig zu erklären. Das kaiserliche Gericht hatte deshalb dahin entschieden, daß mit dem Tode Herzog Wenzel's das Lehn als offen zu betrachten, Ludwig II. das Liegnitzer Herzogthum nur als neues Lehn übergeben werden und nach dessen Ableben das Herzogthum Liegnitz dem Könige von Böhmen, als obersten Lehnsherrn, rechtmäßig zufallen müsse.

Ambrosius Bitsch aber zeigte durchaus keine Eile, sich für eine der streitenden Parteien völlig zu entscheiden. Dem Drängen des Kaisers, seinem Mündel Ladislaus endlich den Eid der Treue zu schwören, setzte er die Furcht vor den Drohungen Johann's entgegen, ferner daß Herzogin Hedwig in der Stadt noch zu viel heimliche Anhänger habe, und er einen Aufstand fürchten müsse, wenn er zu rasch einen Schritt thue, auf den die Liegnitzer erst allmählich vorbereitet werden müßten; und den Ansprüchen Johann's begegnete er mit der Entscheidung des kaiserlichen Gerichtes, der man sich wohl schweren Herzens endlich werde fügen müssen, obwohl das lange Schwanken der Liegnitzer am besten die alte Ergebenheit für das angestammte Herrscherhaus bekunde.

Welche Pläne Bitsch mit diesem Hinzögern einer Entscheidung verband, ahnten seine besten Freunde nicht, und auf ihre Vorwürfe, daß er diesem schwankenden Zustande, wo Niemand wisse, wer eigentlich Herr sei, ein Ende machen müsse, hatte er nur ein geheimnißvolles Lächeln.

Beide Theile aber wurden mit dieser Politik der freien Hand endlich unzufrieden. Ahnten sie vielleicht die tiefen Beweggründe Bitsch's, oder fürchteten sie nur, daß die Stadt durch solche jahrelange Selbstständigkeit zu gehorchen verlernen würde? — genug, der Herzog sowohl wie der Kaiser forderten allen Ernstes zu einer schließlichen Entscheidung auf, und ihre Sprache war so drohend, daß ein längeres Ausweichen unmöglich war.

Heute schickte nun die gute Stadt Liegnitz ihre Antwort.

Herzog Johann saß ruhig in seiner Bücherei und kopirte eben ein seltenes Pergament, das ihm die Mönche aus Leubus, dem ältesten Kloster Schlesiens, freundlichst geliehen hatten, als Hedwig mit der Nachricht hereinkam: „Boten aus Liegnitz sind da!"

Johann legte gelassen das Schreibrohr bei Seite und sagte: „So lass' sie eintreten."

„Du willst sie doch nicht hier empfangen?" rief Hedwig entrüstet und blickte verächtlich auf die Bücher. „Wie sollen die Liegnitzer Achtung vor Dir haben,

wenn sie Dich mit dem Schreibrohr hinter'm Ohr treffen?"

Johann lächelte gutmüthig. „Die Bürger schätzen die edle Schreibkunst mehr als unsere Ritter, sie wissen, welch' große Zauberkunst dahinter steckt."

Hedwig antwortete nicht darauf, sondern sagte ungeduldig: „Komm' in die Kleiderkammer, Du kannst Dich doch in diesem Anzug nicht sehen lassen?" und sie zeigte auf den wirklich bescheidenen grauen Hausrock, in dem Johann mehr wie der ärmste Diener, als wie ein Herzog aussah.

Der stille, in sich gekehrte Mann erhob sich seufzend und folgte langsam seiner stolzen Gemahlin.

Herzog Johann war eine blasse, von zu viel Stubenluft angekränkelte Erscheinung. Ganz gegen die Gewohnheit seines Standes hatte ihn ein unwiderstehlicher Drang zu den Büchern geführt, und am liebsten wär' er Mönch geworden und hätte sich in einer Zelle unter Pergamenten und Papieren vergraben, wenn ihn nicht sein Vater mit eiserner Hand zurückgehalten und ihn zur Heirath mit Hedwig gezwungen hätte. Je mehr Hedwig's starker, thatkräftiger Charakter ihn der Regierungssorge überhob, je mehr hing er seiner Lieblingsneigung nach, und vollends seit dem Lehnsstreit suchte er der häßlichen Gegenwart durch Versenken in alte Pergamente und alte Zeiten zu entfliehen. Nur ungern ließ er sich dazu bewegen, drohende Briefe an die Liegnitzer zu

unterschreiben, ihre Versicherung alter Treue und ihre Klagen, daß sie nur die Furcht vor dem Kaiser abhalte, sein Erbrecht anzuerkennen, nahm er in der Einfalt seines Herzens für baare Münze und begriff nicht, daß seine Gemahlin über nichtswürdigen Lug und Trug klagen und zornig dem verschmitzten Stadtschreiber ewige Rache schwören konnte.

Einige Minuten später saß schon Herzog Johann auf einem prächtigen Stuhle im Empfangssaale und erwartete die Boten.

Jetzt, mit dem reichgestickten Herzogsmantel angethan, war Johann eine ganz andere Erscheinung, denn er war ein schlanker, großer Mann, und wenn auch das Antlitz ein wenig zu gelb und blaß, zeigte es doch eine wunderbare Milde und Weichheit. In den matten, lichtblauen Augen spiegelte sich eine hohe, große Seele. Nur den Kopf hielt Johann, wie immer, etwas vorgebeugt. Jetzt konnte man glauben, er wolle auf die nächsten Vorgänge lauschen; aber es war eine Folge seines Brütens über den alten Pergamenten. An des Herzogs Seite saß seine Gemahlin, ebenfalls im höchsten Schmuck; äußerlich ruhig, beinah lächelnd, als ob sie über den glücklichen Ausgang ihrer Sache nicht zweifelhaft sei. Wie ganz anders mochte es in ihrer Seele stürmen! Unfern von Hedwig saß der junge Rath Nikolaus von der Heide und suchte vergeblich sich ein Ansehen zu geben. Er sah noch immer so grün und unreif aus, wie

früher, und Niemand anders als Herzogin Hedwig würde bei ihm Rath gesucht, geschweige ihn zum Rath ernannt haben. Sein lustiges, übermüthiges Ansehen gefiel der jungen Frau, die bei ihren vielen Sorgen in der Gesellschaft des stets zu Scherzen aufgelegten Mannes eine Erholung fand. Sein geschmeidiges, glattes Wesen wußte jeder Zorneswallung der heftigen Frau auszuweichen und sich selbst dort ein Lächeln zu erhaschen, wo Andere ein vernichtender Blick traf.

Der Truchseß Zedlitz, der in den wenigen Jahren seiner Verheirathung merkwürdig gealtert war, saß neben Herzog Johann. Er war gerade nicht unglücklich an der Seite seiner schönen Frau, aber eines rechten Sonnenscheins hatte er sich auch noch nicht zu erfreuen gehabt. Herzogin Hedwig und Eva waren zu gleichgeartete Naturen, um sich nicht gegenseitig abzustoßen, Beide stolz und unbeugsam, mit dem Verlangen, überall zu herrschen, konnten sie unmöglich sich befreunden, und die Ungnade, die sich Eva durch ihren „unverschämten Stolz,“ wie es die Herzogin nannte, zugezogen, übertrug sie auch auf den Truchseß, der eine traurige Rolle zu spielen begann. Wer kennt nicht das Leben an einem Hofe, wo Alles nur wie ein Mückenschwarm in dem Sonnenlicht der allerhöchsten Gnade herumschwärmt, und wo Derjenige erbarmungslos zu Boden getreten wird, den dieser Strahl nicht mehr berührt. Der letzte Diener wen-

det einem solchen in Ungnade Gefallenen den Rücken und stellt sich taub gegen seine Befehle.

Herzog Johann gab jetzt das Zeichen zum Eintritt, und die beiden Rathsherren, die sich im Vorzimmer so gut als thunlich vom Staube gereinigt und sich damit ein besseres Ansehen gegeben hatten, betraten den Saal. Jagula und der lustige Rath folgten ihnen.

Die beiden Abgesandten verbeugten sich ehrfurchtsvoll vor dem Herzog, dann vor Hedwig, und Johannes Schober überreichte mit wenig einleitenden Worten sein Schreiben. Herzog Johann streckte nur zögernd die Hand danach aus und betrachtete dann sinnend Siegel und Aufschrift. Vorsichtig öffnete er den Brief, um das hübsche Siegel nicht zu beschädigen, und reichte dann das Papier seinem Nachbar: „Les't uns vor, lieber Zedlitz, damit wir hören, wie es in Liegnitz steht."

Zedlitz, nicht wenig davon geschmeichelt, ergriff mit Hast das Papier. Er erkannte die Handschrift wieder, es war dieselbe, die damals in der Sache des Metzgers Wolf mit jenem trotzigen Briefe ihm vor's Gesicht gekommen — die Hand des damaligen Stadtschreibers und jetzigen Bürgermeisters Bitsch. Der Truchseß las laut und vernehmlich:

„Durch das Ableben unserer in Gott ruhenden gnädigen Herrin Elisabeth ist ein Erbstreit entbrannt, der unsere gute Stadt am schwersten trifft. Zwei

mächtige Anwärter haben Ansprüche auf das Herzogthum prätendirt und uns hin- und hergezerret, daß wir nicht wissen, welche Sache wir zu ergreifen haben. Wohl meinen wir, daß Serenissimus uns ein gnädiger Herr sein würde, und wir hätten mit aller Kraft gewünscht, uns wieder unter den mächtigen Schutz der erlauchten Piasten begeben zu können; aber dieweil, wie Eurer Erlaucht bekannt, der kaiserliche Gerichtshof gegen Euch entschieden und das Herzogthum Liegnitz dem Könige Ladislaus zugesprochen hat, ziemt es uns nicht, kaiserlichem Spruch länger entgegen zu sein. Ew. Erlaucht wird wissen, wie lange wir geschwankt und uns besonnen, und kann daraus entnehmen, daß wir nur mit schwerem Herzen daran gegangen und uns auf die andere Seite geneigt. Aber Kaiser Friedrich III. wurde letzt so eindringlich, und Herzog Johann, als über die Maßen gelehrter Mann rühmlichst bekannt, wird wissen, daß die Mächtigen dieser Erde, wie ein italienischer Schriftsteller, Matista, sagt, ersuchen mit gezücktem Schwert. Wir haben endlich dem Andrängen des Kaisers nicht widerstehen können und gestern, als am vierzehnten Mai des Jahres Eintausend vierhundert fünfzig und zwei, unserem neuen Herrn gehuldigt und den Eid der Treue geleistet, und bitten, Ew. Erlaucht möge der armen, schwachen Stadt dies nicht nachtragen und ihr eine freundliche Gesinnung bewahren."

„Diese elende Heuchelei! Dieser Meineid!" brauste

Hedwig auf, als der Truchseß kaum seine Vorlesung beendigt hatte; „aber nun ist unsere Geduld erschöpft, wir werden Euch züchtigen, Euch strafen! O, mein lieber Gemahl, jetzt gilt es endlich, sich aufzuraffen und ihnen ihren niederträchtigen Verrath heim zu zahlen!"

Johann hatte den Kopf in die Hand gestützt und, ohne eine Miene zu verziehen, der Vorlesung vom Anfang bis zu Ende aufmerksam zugehört, und er sagte jetzt gelassen: „Hast Du nicht gehört, daß sie nur schweren Herzens dem mächtigeren Gegner weichen?" — „Ha, ha, Du bist gutmüthig genug, Dir solchen Sand in die Augen streuen zu lassen? Hat nicht dieser elende Bube Alles bewirkt und mich schmachvoll" — sie wollte hinzusetzen: „zum Schlosse hinausgetrieben," hielt aber klüglich mit dieser Aeußerung zurück und fuhr hastig fort: „Nein, diese Liegnitzer selbst haben die ganze Sache angezettelt, um uns aus unserm theuren Erbe zu drängen!"

„Mit Verlaub, erlauchte Herrin," begann Johannes Schober, „verzeiht, daß ich Euch sagen muß, Ihr irrt. Der Kaiser hat schon vor dem Ableben Eurer seligen Frau Mutter ein aufmerksames Auge auf das Herzogthum gehabt, wir können einen Brief vorweisen, worin er uns schon damals das Erbrecht seines Mündels auseinandersetzt und uns mahnt, unsere Pflicht zu thun."

„Hörst Du, daß ich Recht habe," sagte Johann

mit einer Art Behagen, und man sah, wie wenig er sich diese hochwichtige Sache zu Herzen nahm.

In Hedwig's Herzen dagegen kochte ein wilder Zorn über diesen entsetzlichen Gleichmuth ihres Gemahls, und sie vermochte sich nur mit Mühe zu beherrschen. „Lug und Trug sind Eure Briefe, ich kenne sie schon!" bemerkte die Herzogin heftig.

„Pergamente, meine Theure, sind nie Lug und Trug," bemerkte der Herzog. „Da fällt mir ein," wandte er sich an die Abgesandten, „ich habe noch um die Schriften und Bücher geschrieben, die leider damals im Liegnitzer Schloß zurückgelassen worden," setzte er mit einem vorwurfsvollen Seitenblick auf Zedlitz hinzu, „und ersucht, mir diese herauszugeben, da sie Euch nichts nützen können — wird die Stadt mir wenigstens diese kleine Bitte erfüllen?"

„Die Antwort darauf wird wohl auch der Brief enthalten," entgegnete Johannes Schober ausweichend.

„Richtig," bemerkte der Truchseß, „hier unten stehen noch ein paar Zeilen."

„Les't!" befahl Johann eifrig, und seine plötzlich lebhaft gewordenen Augen hingen an den Lippen des Vorlesers.

„Was aber die Bücher und Schriften, deren Werth wir sehr wohl zu schätzen wissen, betrifft, so sind sie Pertinenzien des Herzogthums, die wir nicht willkürlich verschenken dürfen, und wir beklagen tief, Ew. Erlaucht auch hier nicht willkürlich sein zu können."

Der Herzog schnellte von seinem Stuhl empor, wie von einer Natter gestochen; sein bleiches Gesicht röthete sich, die sonst so ausdruckslosen Augen funkelten wild und zornig, und einen Fluch ausstoßend, sagte er mit vor Wuth zitternden Lippen: „Fort, fort mit Euch! Ihr sollt mir büßen! Ihr Alle!" und mit gebieterischer Handbewegung hieß er die Abgesandten sich entfernen. „Du hast Recht, Hedwig," fuhr er noch immer heftig fort und sich jetzt an seine Gemahlin wendend, „wir müssen diese nichtswürdige Heuchelei, diesen Meineid mit Feuer und Schwert bestrafen! Sie sollen es büßen, die Elenden!" und noch immer außer sich vor Zorn verließ er den Saal.

„Doch ein wunderlicher Kauz," flüsterte Jagula dem lustigen Rath zu, „den Verlust eines Herzogthums kann er verschmerzen, aber nicht den einiger alten, schmutzigen Papiere!"

„Sagt' ich Euch nicht, der Johann ist ein größerer Narr als ich!" erwiederte der lustige Rath eben so leise, und Beide folgten den Liegnitzer Rathsherren, um noch die letzten Augenblicke mit ihnen zu verplaudern.

Hedwig blieb mit dem Truchseß und dem jungen von der Heide allein im Saal zurück. Ihr Her hatte bei diesem für sie so wünschenswerthen Auftritt hoch aufgewallt, sie hatte kaum einen Jubelschrei unterdrücken können. Im ersten Rausche der Freude ergriff die stolze Frau die Hände der beiden Männer

und sagte triumphirend: „Meine Freunde, nun sind wir am Ziel! Allen Heiligen sei Dank, daß die Liegnitzer nicht die staubigen Pergamente herausgegeben! Ich kenne meinen Gemahl, das verzeiht er nimmer, und jetzt entscheidet nur noch das Schwert!"

Siebenzehntes Kapitel.

In dem Erkerzimmer des Bitsch'schen Hauses saß Frau Gertrud in ihrem weichen Lehnsessel und blickte lächelnd auf ein junges Mädchen, das schon oft wie verstohlen auf den Erker getreten war und sehnsüchtig-schüchtern hinausgeblickt hatte. Die alte Frau gab sich das Ansehen, als beachte sie das Treiben des jungen Mädchens nicht, und sagte ruhig: „Aber hörst Du auch auf mein Plaudern?"

„Gewiß, Frau Gertrud!" entgegnete das Mädchen erröthend. „Erzählt nur weiter, Ihr wißt, wie gern ich davon höre."

Frau Gertrud wollte sprechen, aber ein scharfer, häßlicher Husten versagte ihr die Stimme und drohte sie zu ersticken; endlich bekam sie Luft, und sanft das junge Mädchen zurückweisend, das ihr zu Hilfe kommen wollte, sagte sie leise: „Das geht vorüber, die Märzluft war doch gar zu feucht, und dann auf dem Fürstenstein ist's rauh und kalt, das vertragen solch' alte Lungen, wie die meinen, nicht mehr."

„Ambrosius hatte schon Recht, Ihr durftet nicht mitten im Winter so weit reisen," meinte das junge Mädchen.

„Und wer hätte dann meine Tochter pflegen sollen? Nein, nein, und wenn es Morgensterne geschneit hätte, ich wäre doch gereist, und es würde mir auch nichts geschadet haben; doch das alte Schloß liegt zu tief in Wald und Felsen versteckt, und die Sonne dringt kaum zur Mittagszeit in die kalten Zimmer; da lob' ich mir Liegnitz!" setzte die alte Frau lebhaft hinzu und blickte mit Wohlgefallen auf die stattlichen Fenster, durch deren weite Oeffnungen die Frühlingssonne ihre schönsten Strahlen schickte.

„Aber prächtig muß es dort sein, wie Ihr mir erzählt habt," begann das junge Mädchen, „und ich kann mir denken, wie Beatrix durch die dunklen Wälder schwärmen mag."

Frau Gertrud mußte lachen, doch ein neuer Hustenanfall strafte sie dafür. „Damit ist's vorbei," begann sie endlich, „seitdem noch ein Junge in der Wiege liegt. Du hättest sehen sollen, wie der tolle Hermann gejubelt, er ist noch immer der Alte — „ein Junge!" schrie er so laut, daß Beatrix aus dem Bett auffuhr, und sie ist doch sein Lärmen gewohnt, und er schaukelte das Kind so heftig, daß ich es ihm wegreißen mußte, weil es schrie. Da freut' er sich noch darüber und sagt': „eine tüchtige Stimme, s'ist ein Czetteritz!" Und beim Taufen da ging's an ein Tur-

nieren und Banquetiren, daß ich glaubt', der alte Fürstenstein müßt' jeden Augenblick zusammenbrechen."

„Und die kleine Gertrud, Euer Liebling, hat nun wohl ganz das Nachsehen?"

„Das ist Beatrix' Augapfel, und wie lieb und süß ist das Kind," setzte die glückliche Großmutter hinzu, und ihre jetzt matten Augen leuchteten heller auf; „laufen kann es prächtig, und ist doch erst anderthalb Jahr, und wie klug es ist, wenn es lacht, ist's Einem, als sähe man in den Himmel! Ja, mein Töchterchen, das ist mein Trost; die Beatrix ist glücklich, und wenn sie ihre Kinder ansieht und an das Herz drückt, dann beklagt sie nur die arme Mechthild, die solche Seligkeit entbehren muß."

„Ihr wird dafür der Himmel!" bemerkte das junge Mädchen.

„Der Himmel im Kloster!" entgegnete Frau Gertrud bitter, „der grau und aschfarben und mit so feuchten, dunklen Wolken verhangen ist, daß die Augen davon erblinden. Nein, nur eine Mutter hat den rechten Himmel, der ist so licht und golden, und je mehr man hineinschaut, je heller wird das Auge!" und Frau Gertrud's Augen, in denen sich die reinste Mutterliebe spiegelte, füllten sich mit Thränen. „Dir, mein Töchterchen, wünsch' ich auch einen solchen Himmel," setzte die alte Frau nach einer Pause hinzu.

Walpurg, denn sie war es, schlug die Augen, die mit kindlicher Verehrung an der Frau gehangen hat-

ten, in jungfräulicher Verschämtheit nieder. Plötzlich hörte sie Schritte auf der Treppe. „Er kommt!“ rief sie ängstlich und wollte wie ein gescheuchtes Reh davon huschen, doch es war schon zu spät. Ambrosius Bitsch trat in diesem Augenblick ein und blickte zwar überrascht auf den seltenen Gast, begrüßte ihn aber sehr artig und in alter Vertraulichkeit.

„Hat er Dich endlich einmal ertappt?“ sagte Frau Gertrud scherzend, „so oft Du auch mich alte Frau besucht, dem Brosel hast Du stets zn entwischen gewußt.“

„Nicht möglich! Ihr seid schon oft bei meiner Mutter gewesen?“ frug Bitsch, dem jede seiner Mutter erwiesene Freundlichkeit unendlich wohl that.

„Und sie hat mich schon verwöhnt, mir ist bange, wenn ich sie ein paar Tage nicht seh',“ erklärte die Mutter.

Das junge Mädchen stammelte: „Eure Mutter lebt so einsam, ich hörte, daß sie krank sei — da glaubt' ich“ — —

„Ich dank' Euch, Walpurg!“ unterbrach sie Bitsch und ergriff mit Wärme ihre Hand und blickte ihr freundlich lächelnd in's Auge.

Walpurg war überglücklich; ihr Herz drohte vor Seligkeit zu zerspringen, Thränen stürzten ihr aus den Augen, und ihrer Gefühle nicht mehr mächtig, eilte sie hinaus.

„Was hat die Kleine? Hab' ich sie gekränkt?“

frug Ambrosius verwundert seine Mutter. Diese schütttelte das weiße, lockige Haupt. „Nein, Brosel, daß Du noch immer so dumm bist!" sagte sie im gerechten Stolze ihres größeren Scharfblickes. „Setz Dich zu mir her, damit ich Dir die Augen aufmachen kann."

Ambrosius kauerte sich auf die Fußbank nieder und schmiegte sich, als wäre er noch immer Kind, an seine Mutter. „Vorerst sage mir, wie Dir's heut geht, was macht der schlimme Husten?"

„O, ganz gut, wie Du siehst," sie wollte weiter sprechen, um ihr Wohlsein recht zu zeigen; aber in diesem Augenblick kam schon wieder ein neuer Hustenanfall und zermarterte ihre Brust.

Bitsch sprang auf und lehnte den Kopf der Mutter leise an seine Brust. Die arme Frau fand darin eine sichtliche Erleichterung und begann nach einer Weile wieder: „Ich war den ganzen Morgen davon verschont, und nun Du kommst — doch was ich sagen wollt', Walpurg kommt sehr oft, und dann plaudern wir von Dir, Du glaubst nicht, wie sie Dich schätzt, und wie ich ihr nicht genug von Dir erzählen kann."

„Das macht, weil ich ihr Bücher leih' und dann viel mit ihr darüber schwatz'," erwiederte Ambrosius ruhig und unbefangen.

„Nein, das macht, weil sie Dich liebt!" entgegnete Frau Gertrud mit erhobener Stimme, „und weil ihr

ganzes Herz an Dir hängt, und ich wünscht', Brosel, Du nähmst sie zu Deiner Frau."

Bitsch lächelte, er kannte diese Neigung der Mutter für's Heirathenstiften.

„Sieh', mit der Eva war's doch nichts," fuhr Frau Gertrud eifrig fort, „ich bin froh, daß sie nicht meine Schwiegertochter geworden, sie war stolz wie Du, und das taugt nichts, und die Andere —"

„Sprich nicht von ihr," bat Ambrosius, „das war eine Thorheit, zu der mich nur unsere Minnedichter verleitet, die Dame meines Herzens mußte hoch über mir stehen."

„Ich habe stets gemeint, die Geschichte meines Bruders sei daran Schuld gewesen; ich hätt' sie Dir nicht erzählen sollen, das hat Dein junges Herz bethört und zu gleicher Thorheit aufgestachelt!"

„Noch hab' ich um sie keinen Berg erklommen," entgegnete Bitsch ausweichend.

„Nicht?! und doch bist Du rastlos gestiegen und jetzt oben; aber sei kein Kind, stürz' Dich nicht herab und lass' Dich nicht stürzen!"

„Das ist schwerer, als hinaufzukommen!" sagte Bitsch nachdenklich. „Sei ohne Sorge, ich will mich oben halten, so lange meine Kräfte reichen."

„Wir wollen's hoffen! Doch, Ambrosius, Du darfst nicht länger allein sein, Du brauchst ein treues Herz, wenn ich nicht mehr bin," drängte Frau Gertrud von Neuem.

„Mutter! ängstige mich nicht!“ rief Ambrosius besorgt, „nur bei Dir finde ich eine Stütze, Ruhe und Frieden, wenn es hier zu heftig stürmt,“ und er zeigte auf seinen Kopf.

„Walpurg hat ein solches Herz, wie Du brauchst; sie wird Dir ein Weib sein voll Treu' und Hingebung, und Du wirst dann die heimgegangene Mutter nicht mehr vermissen.“

Bitsch sprach kein Wort, sondern sah nur seiner Mutter schmerzlich bewegt in's Auge, die dem Blicke förmlich auswich und ruhig fortfuhr: „Gönne mir noch dies Glück, Ambrosius, und führe Walpurg als Dein Weib in unser Haus; dann weiß ich, daß Du Dein sorgenschweres Haupt wieder an eine liebende Brust lehnen kannst; aber eile, Brosel, ich mag Dich nicht länger täuschen,“ und indem ihr Auge sinnend den Himmel streifte, setzte sie leise hinzu: „Ich sehne mich hinüber, dort werd' ich Huß predigen hören, dort giebt es keinen Scheiterhaufen!“

Bitsch wagte nicht zu widersprechen; er kannte seine Mutter, die solch' liebevolle Beschwichtigungen nicht ertrug. Warum auch Jemand, der seines hoffnungslosen Zustandes sich bewußt ist, mit leeren Trostsprüchen quälen! Nicht das leiseste Zucken verrieth, was in der Seele des Stadtschreibers vorging; er ergriff nur die Hand der alten Frau und drückte sie zärtlich an seine Lippen. „Ich werde Deinen Wunsch erfüllen,“ sagte er leise.

„Nur meinen Wunsch?" frug die Mutter und blickte ihrem Sohn forschend in's Auge. „Fühlst Du gar Nichts für das hübsche Kind, es ist frisch und harmlos, ich denk', ihre Nähe muß Dir wohlthun."

„Du hast Recht, Mutter, es ist nicht die Liebe, wie sie einst und für einmal nur durch dies Herz gestürmt und mich bald in einen Abgrund gestürzt, bald in einen Himmel erhoben; aber das mag das kommende Alter machen und die andern Sorgen! Fängt doch schon mein Haar an zu grauen!" und er strich sich durch seine Locken, in die sich wirklich einzelne blendend weiße Haare geschlichen.

„Dann thut doppelt Eile noth," sagte die Mutter lächelnd, „aber Du quälst Dich auch zu sehr ab, und die Liegnitzer werden es Dir wenig danken."

Wirklich hatte durch die rastlosen Bemühungen des Stadtschreibers die Stadt Liegnitz in wenig Jahren mehr Veränderungen durchgemacht, als sonst in Jahrzehnten. Obwohl Bitsch schon Ostern 1450 von seinem Bürgermeister-Amt zurückgetreten war und an diese Stelle den ganz von ihm abhängigen alten Kochenschreiber gebracht hatte, blieb er doch die Seele aller Neuerungen. Er führte unnachsichtlich Zucht und Ordnung ein, beschränkte die Frauenhäuser, die schon damals in Blüthe standen, zwang diese Frauen zum Tragen besonderer Kleider, grüner Röcke; — ließ die Müssiggänger im Stadtgraben arbeiten, fremde Bettler ausweisen und nur die Schwachen und Alten

durften vor den Kirchthüren betteln, mußten aber während der Predigt in die Kirche gehen. Die Bäcker wurden bestraft, wenn sie zu kleines Brodt lieferten; wer Banquerott gemacht hatte, verlor Bürger- und Meisterrecht, und alle diese Verordnungen wurden mit unerbittlicher Strenge eingeführt und festgehalten. Zwar murrte Mancher und sprach von einem Rehabeam, der mit Skorpionen geißeln wolle; man erinnerte sich des guten Popplau, der niemals so rücksichtslos zugefahren, und doch sei Alles gut und weit besser gegangen; aber je mehr sich die Trefflichkeit all' dieser Anordnungen herausstellte, je mehr versöhnten sich die Vernünftigen mit diesen Neuerungen, und nur Einige, am guten Alten Festhaltende zogen sich grollend von dem unruhigen Manne zurück, dem man allein diese Umwälzungen zur Last legte, und da Bitsch sah, daß man ihn doch als den Hebel all' dieser Neuerungen betrachtete, hatte er auch mit dem Beginne dieses Jahres sein Bürgermeister-Amt wieder angetreten. Auch die Pflasterung der Stadt, auf die der Stadtschreiber damals schon den Bauherrn bei ihrer Wanderung zum Hainauer-Thor aufmerksam gemacht, hatte Bitsch durchgesetzt, und in weniger als zwei Jahren waren alle Hauptstraßen mit Backsteinen gepflastert; ein Schmuck, der Liegnitz mit Fug und Recht in die Reihe großer Städte brachte.

Den heftigsten Sturm hatte Bitsch bestehen müssen, als er schon im nächsten Jahr nach Vertreibung

der Piasten mit dem Bau eines besonderen Schulhauses vorgehen ließ. Die Mönche und die Geistlichkeit, in deren Händen bisher der ganze Jugend-Unterricht gelegen hatte, schrieen Zeter und wollten sich eine solche Beeinträchtigung ihres bedeutungsvollen Wirkungskreises nicht gefallen lassen. Am eifrigsten hatte der Dominikaner dagegen angekämpft; jedoch vergeblich. Bitsch wußte sehr wohl, was er that; er wollte nicht die Jugend in den Händen seiner Feinde lassen, die daraus ein gefügiges Werkzeug für seinen dereinstigen Sturz schmieden konnten; dann aber kam sein heimliches Hussitenthum hinzu, das es ihm mehr als wünschenswerth machte, die Schule von dem Einflusse der Geistlichkeit zu befreien. Deshalb wandte er alle seine Beredtsamkeit an, den Rath für diesen Schulbau zu gewinnen, und wenn Bitsch sprach, wußte er zu überzeugen und mit sich fortzureißen. Jetzt stand schon in der Petersgasse ein stattliches Schulhaus. Der Stadtschreiber hatte auch aus Breslau und Prag Lehrer herberufen, und die Schule blühte in kurzer Zeit trotz aller Anfechtungen der Geistlichkeit.

Frau Gertrud hatte sich ganz besonders über diesen Schulbau gefreut, und ihren Sohn rastlos ermuntert, vor keiner Schwierigkeit zurückzuschrecken, und nicht wenig mochte der Gedanke beitragen, daß damit dem gehaßten Dominikaner eine neue Kränkung zugefügt würde. Die alte Frau dachte auch

jetzt wieder zuerst an die Schule und begann: „Ich glaube schon, daß Du graue Haare bekommen mußt, was hat Dir nicht das Schulhaus für Kämpfe gekostet, zum Glück hat es dem Italiener nichts genutzt, wie er auch Gift und Galle spie und das Volk gegen Dich aufzuhetzen suchte!“

„Mit den Bürgern ist leicht fertig zu werden,“ meinte Bitsch, „sie machen anfangs viel Lärm und finden sich später in Alles; aber der Kampf da draußen, da galt es klug und beharrlich sein und beiden Fürsten geschickt und vorsichtig auszuweichen.“

„Daß Du Johann mit leeren Worten abgespeist, habe ich wohl begriffen,“ erklärte die Mutter, „doch nie, warum Du auch den Kaiser hingehalten und so lange mit der Anerkennung gezögert hast!“

Ambrosius schwieg, während die klugen Augen seiner Mutter forschend auf ihm ruhten. „Es war das Einzige, was ich Dir geheim halten mußte; jetzt ist der kühne Plan zu Nichts zerronnen, und ich kann Dir sagen, warum ich nach Breslau reiste, was ich zu erringen träumte.“ —

„Krieg, Herr Bürgermeister!“ rief jetzt plötzlich eine klangvolle, männliche Stimme, und Herr Johannes Schober, der schon in der Thür diesen Ruf ausgestoßen, trat jetzt vollends ein. „Ich traf Euch nicht mehr auf dem Rathhaus und komm' spornstracks hierher. Gott grüß Euch, Frau Gertrud! Habt Ihr richtig auf dem Fürstenstein ein munter Knäblein be-

scheeren lassen? Aber Ihr seht etwas unpaß aus! Ja, in unserem Alter ist's nichts mehr mit dem Reisen, war mir doch schon der Weg nach Lüben zu viel, und wie das Sprichwort sagt: zu drei Dingen ist nicht zu rathen, in's Kloster gehen, weit zu reisen und zur Ehe," schwatzte Herr Johannes Schober, der mit jedem Jahre dicker und redseliger wurde.

„Krieg?!" wiederholte Bitsch; „hat unser gehorsamstes Schreiben den Herzog Johann nicht belehrt, daß wir sehr wider unsern Willen den fremden Herrn anerkannt?"

„Just das Schreiben bracht' ihn in Harnisch. Nicht daß er das Herzogthum verlieren sollte, das hätt' er verschmerzt; aber daß wir ihm die Bücher nicht herausgeben wollten, das zündete die Pechtonne an — hätt's nimmer geglaubt, daß der bleiche Mann so tüchtig fluchen gekonnt, 's war Thorheit, Freund! wir hätten ihm die alten Eselshäute schicken können, ob sie hier die Würmer fressen oder in Lüben! Und dann wär' er gut gewesen und hätt' das Herzogthum Liegnitz vergessen."

Bitsch schüttelte das Haupt. „Wir Bürger müssen zeigen, daß wir solch' gelehrte Werke auch zu schätzen wissen, und dann, die Wunde wurde doch nicht damit geheilt, sie muß ausgebrannt werden! Damit der Johann jedoch sieht, daß wir ihn nicht fürchten, wollen wir mit Behagen unser Mannsschießen feiern, und es soll so keck und lustig hergehen, wie noch nie!

Kommt, Herr Johannes, es wird ein schönes, großes Fest werden, da giebt es für Euch viel zu thun.“

Bitsch umarmte zärtlich seine Mutter und stürmte, wie von dieser Nachricht neu belebt, rasch hinaus.

Vor wenig Tagen hatten die Liegnitzer wirklich König Ladislaus von Böhmen den Eid der Treue geleistet, da war es hoch hergegangen. Der Rath hatte dem gemeinen Volk einige Fässer Bier auf den Markt fahren lassen, und „unser neuer Herr soll leben, König Ladislaus hoch!“ scholl es durch ganz Liegnitz. Es war ein Jubel ohne Ende. War es doch einmal ein Wechsel, die Piasten war man los, und das Volk, das sich auf dieser Seite wund genug gelegen hatte, konnte sich auf die andere Seite wälzen, und darin liegt oft der einzige Trost eines geknechteten und gequälten Volkes. Die Liegnitzer wunderten sich ungemein, wie geräuschlos sich diese bedeutende Umwälzung gemacht, die Frucht war ihnen beinahe mühelos in den Schooß gefallen, und sie begannen den Kopf höher zu heben, wie Leute, die ein einziger Glücksfall übermüthig gemacht, und die nun glauben, daß ihnen Nichts mehr fehl gehen könne.

Trotz, und vielleicht wegen der drohenden Rüstungen Johann's wurde diesmal das Mannsschießen mit der größten Pracht und Feierlichkeit abgehalten. — Nach fast allen schlesischen Städten waren Einladungen ergangen, und schon am Tage vor dem Feste waren die wackern Bürgerschützen aus Bunzlau,

Jauer, Striegau, ja selbst aus Breslau, Schweidnitz und Hirschberg mit wehenden Fähnlein und klingendem Spiel durch die alten Mauern von Liegnitz gezogen und hatten in alter schlesischer Gastfreundschaft die herzlichste Aufnahme gefunden. Nur die Goldberger waren nicht gekommen, sie hielten überhaupt zu Herzog Johann und hatten, obwohl Goldberg zum Herzogthum Liegnitz gehörte, dem neuen Herrn nicht gehuldigt.

Der von allen Festgenossen mit Ungeduld erwartete Morgen brach an. Die hellste Frühlingssonne schimmerte und glänzte in den dunklen Straßen, als wolle sie mit hineinjubeln in die allgemeine Lust.

In der frühsten Morgenstunde schon durchzogen Trommler und Pfeifer die Stadt und weckten die Schläfer. Aus allen Häusern kamen die Schützen herbeigeeilt, um sich auf dem Marktplatz zu versammeln. Alle waren festlich geschmückt und in der fröhlichsten Stimmung. Die Fremden waren meist mit Armbrüsten gekommen, als der noch immer stattlichsten Waffe, auch die Liegnitzer hatten deren noch zum größten Theil, nur die jungen Männer waren auf Betrieb Bitsch's mit Faustbüchsen versehen und bildeten doch schon ein stattlich Häuflein von hundert Mann. Auf dem Marktplatz wimmelte es bereits von Zuschauern, Frauen und Kindern; dennoch ging Alles ruhig und ehrsam von statten. Ueberall wurde achtungsvoll Platz gemacht, wenn wieder ein Schütze

erschien, und selbst wenn es nur ein Weber war, heut galt auch er für voll.

Ueberhaupt herrschte bei solchen Aufzügen Ruhe und Ordnung, wie sie in unserer Zeit eben auch nur die Ordnungsliebe Aller und nicht die Polizei hervorrufen kann. Mit dem Augenblick, wo der Bürger öffentlich auftrat, als Schütze, Beamter, oder nur als Festtheilnehmer, da war er mit ganzer Seele bei der Sache und deshalb ein Anderer; — der „Handwerker" war abgestreift, und der Mann, der kräftig an der allgemeinen Angelegenheit Antheil nahm, regte sich in dem sonst so gemüthlichen Bürger. Ernster und würdiger schritt er einher, wohl wissend, daß sich laute Lustbarkeit für den Mann der Oeffentlichkeit nicht zieme, und das gemeine Volk, von dieser Gemessenheit mehr in Schranken gehalten, als von roher Polizeigewalt, hielt sich in scheuer Entfernung und wagte nur von Weitem in die allgemeine Lust mit hineinzujubeln.

In kurzer Zeit war der lange Festzug geordnet und bewegte sich zuerst zum Rathhaus. An der Spitze des Zuges marschirten drei Pritschmeister, die nach der Sitte der damaligen Zeit mit ihren Pritschen für die nöthige Ordnung und mit ihrem Mutterwitz für den nöthigen Spaß zu sorgen hatten. Es waren wackere Herren; einer von Breslau, der zweite von Hirschberg, und nur einer von Liegnitz. Sie überboten sich in lustigen Sprüngen und Possen; aber der von

Breslau konnt' es am besten, denn er kam aus einer großen Stadt, und es war sein einziges Gewerbe, da mußt' er schon was Erkleckliches leisten. Hinter den drei lustigen Gesellen kamen die Zieler in nagelneuen Kleidern in den Stadtfarben, die Zielstäbe in der Hand; dann folgte die wackere Schaar der Trommler und Pfeifer, die wohl ahnte, daß heut Lunge und Arm von Eisen sein mußten, um dieser großen Aufgabe gewachsen zu sein. Einige Rathmänner und die Angesehensten der Stadt, die auf dem Rathhause des Zuges geharrt hatten, kamen jetzt langsam die Rathstreppe herunter, und nachdem sie von einem tüchtigen Wirbel begrüßt worden, traten sie gleich hinter den Pfeifern in die Reihen und stellten sich damit an die Spitze des Zuges — denn dicht hinter ihnen folgten die Schützen, dann kamen die jungen Knaben der Stadt; gleich gekleidet, im Festschmuck — es waren die Söhne der angesehensten Familien. Sie trugen die kleinen Zweckfahnen und schwenkten sie stolz im Winde. Gleich dahinter marschirten die Knaben mit den Schimpffahnen, der spöttischen Auszeichnung schlechter Schüsse. Den Schluß machte das verlockendste Schauspiel von allen: die Träger der Hauptgewinne. Wie blitzten die goldnen und silbernen Becher, und wie funkelten die Augen der Frauen, die hofften, daß ihre Männer ihnen solch' schöne Ehrenpreise heimbringen würden!

Zinken und Pfeifen bliesen von Neuem; die Trom-

meln wirbelten, und der Zug setzte sich wieder in Bewegung. Die zuschauende Menge drängte zur Pforte, um so rasch wie möglich auf den Schießplatz hinauszukommen; aber die Pritschmeister machten an der Oberkirche eine Schwenkung, und die verdutzte Menge sah die Schützen die Frauengasse hinunter marschiren. Erst nachdem die Festgenossen beinahe alle Straßen von Liegnitz durchzogen, ging es zur Pforte hinaus auf den Schießplan.

Auf dem Altan des Schießhauses, das mit grünen Reisern und Blumengewinden geschmückt war, stand der Bürgermeister Bitsch im vollsten Amtsschmuck, um die Begrüßungsrede zu halten. Bitsch sah stattlicher aus als je. Er war stärker geworden, die Schultern hatten eine größere Breite bekommen, selbst das Antlitz war voller und blühender und hatte seine frühere Blässe verloren. Seine Erscheinung machte jetzt noch einen bedeutenderen Eindruck, weil sie Nichts von ihrer gefälligen Geschmeidigkeit verloren hatte. Wie er so dort stand, die verschränkten Arme in den schwarzseidenen Mantel gehüllt, mit dem schwarzen Haar, das in langen Locken auf den weißen Hemdkragen fiel, mit den dunkel blitzenden Augen: da blickten die Meisten trotz seines freundlichen Lächelns mit Ehrfurcht zu dem in seiner vollsten Blüthe stehenden Manne.

Die Musik schwieg; die Fähnlein wurden grüßend vor dem Bürgermeister geschwenkt, der jetzt in seiner

Anrede den Fremden für ihren Besuch dankte und mit den Worten schloß: „Wir freuen uns, daß Ihr gekommen seid, obwohl wir mit einem mächtigen Gegner in Fehde leben! Herzog Johann hat damals keinen Finger gerührt, um sein vermeintlich' Erbe zu schützen, und nun möcht' er ganz Schlesien zusammentrommeln, um Liegnitz wieder in seine Gewalt zu bekommen; aber so lange ein Bürger von uns noch den Arm rühren kann, geschieht es nimmer! Und um zu zeigen, daß wir ihn nicht fürchten, feiern wir heut dies Fest. Seid ohne Sorge! Herzog Johann wird nicht bei unserem Schützenfest ein ungebetener Gast sein wollen, er weiß, daß Ihr dann Alle muthig entgegenziehen und ihm ein Sträußlein bieten würdet. Zur Sicherheit sind alle Thore bis auf die Pforte geschlossen, und unsere Thürmer haben noch gute Augen. Brauchen wir tüchtig unsere Waffen, und wie heut zum Spiel, dann morgen zum Ernst, wenn er kommt!"

„Wir helfen Euch, er soll nur kommen!" erscholl es in den Reihen der Fremden, und sie schwenkten ihre Armbrüste, und ein unendlicher Jubel erscholl. — „Das ist ein Bürgermeister, der sprechen kann!" murmelten einige der Gäste und hätten die Liegnitzer um diesen Mann beneiden mögen, denn wer damals verstand, durch die Macht der Rede Herzen zu entflammen, besaß eine fast unbeschränkte Gewalt über die

Menge, und besonders der Schlesier spricht und hört gern Reden. —

Für die Schützen begann nun auf dem für sie besonders abgesteckten Schießplan das Werben um die Preise. Nach drei Vögeln wurde geschossen. Wer den rothen Vogel herabschoß, bekam 40 Gulden, den grünen 30 Gulden und den schwarzen 5 Gulden. Für jeden Spahn, deren vierzig herunter geschossen wurden, gab es goldene und silberne Becher und andere Preise, bis zu silbernen Löffeln hinunter. Das waren für jene Zeit äußerst bedeutende Preise, und es lohnte sich, alle Kraft einzusetzen und das Auge zu schärfen, um einen tüchtigen Spahn, wenn nicht den Vogel selbst herunter zu holen.

So wild und lustig war es auf dem Haag, wie der große freie Platz vor dem Liegnitzer Schießhause noch heute heißt, nicht zugegangen, wie an diesem Tage. Eine solche Menge Fremder hatte sich noch niemals umhergetummelt, denn nicht nur, daß so viele Schützen gekommen, auch die Edelleute aus der Nachbarschaft, die nicht gern einen solchen Spaß versäumten, hatten sich eingefunden; selbst die Bauern der nächsten Dörfer waren durch das Fest herbeigelockt worden. Anfangs schlichen sie zwar noch mit ihren leinenen Kitteln, an denen aber bunte Knöpfe prunkten, etwas kopfhängerisch umher, in der guten Meinung, daß sie auch nicht gesehen würden, wenn sie Niemand anblickten; sie waren ja, wie Sebastian Franck sehr

richtig bemerkt: „Jedermann's Fußhader" — aber nach und nach verlor sich die Furcht, und als sie sahen, wie manch' schmucke Bauerndirne von Bürgern und Edlen auf dem weiten Tanzplan im Kreise herumgeschwenkt wurde, da wagten auch sie sich näher. Irgend ein kecker Bursche stellte sich mit einem anfangs noch leisen Jauchzen in die Reihen, und bald wirbelten die Bauern mit wildem Juchhe in die allgemeine Lust. Manch' ehrsam Bürgerstöchterlein sprang mit einem solch' kräftigen Burschen so lange herum, bis es den Athem verlor, während der unermüdliche handfeste Bursche noch eine Zweite und Dritte durch seine hohen Sprünge todtmüde hetzte.

Bitsch hatte als Oberhaupt der Stadt den Tanz beginnen müssen. Wie war man gespannt, welche von den Geschlechtertöchtern die Auszeichnung erhalten würde, von ihm zum Tanz geführt zu werden. — Mancher kecke Blick schweifte halb auffordernd aus den Reihen der Mädchen zu dem schönen Manne hinüber. Nur Walpurg hatte am wenigsten darauf gerechnet; er war seit ihrem Zusammentreffen bei Frau Gertrud nur spärlich zu Peter Rothe gekommen und schien weniger als je einen Augenblick für die arme Walpurg übrig zu haben. Wie erröthete sie, wie klopfte ihr Herz, als dann doch Ambrosius Bitsch an sie herantrat und in gar lieben, freundlichen Worten wieder um den ersten Reigen bat. War Bitsch bei dem Feste Popplau's gegen Walpurg nur artig

und zuvorkommend gewesen, und hatte er sich gegen das junge Mädchen stets in einer gewissen Entfernung gehalten, so lag diesmal ein weit herzlicherer Ton in seinen Worten, daß Walpurg freudig überrascht zu dem geliebten Manne aufblickte.

„Denkt Ihr noch an unsern ersten Tanz?“ begann der Bürgermeister, da der ruhige Schleifer recht wohl das Sprechen erlaubte, „wie viel hat sich seit dem verändert! Beatrix schleift schon mit ihren Kindern herum, wie Euch meine Mutter erzählt hat, und der lustige Nicolaus tanzt jetzt am Lüben'schen Hofe!“

„Und Ihr seid der Erste der Stadt geworden und habt nun Alles erreicht, was Ihr gewünscht!“ entgegnete das junge Mädchen.

„Alles?“ wiederholte Bitsch nachdenklich und schüttelte das Haupt. „Es ist eine wunderliche Sache mit unsern Wünschen, sie funkeln in der Ferne wie Thautropfen im Sonnenlicht, wir meinen, es sind seltene Perlen, und wenn wir sie in Händen haben, ist es eitel Wasser.“

Walpurg hätte stehen bleiben und Bitsch lange und tief in die Augen blicken mögen; aber der Tanz forderte sein Recht. So aus dem innersten Herzen heraus hatte Bitsch noch nie mit ihr gesprochen. „Bitsch, Ihr werdet nie glücklich werden!“ sagte Walpurg mit leiser, bewegter Stimme, „Ihr seid zu stolz und ehrgeizig, da findet das Herz nimmer Frieden! — Ihr habt Eure stolze Feindin vertrieben, ein Her=

zogthum in Aufruhr gebracht, und die schlesische Geschichte wird Euren Namen nicht vergessen, und doch strebt Ihr weiter und träumt von noch größeren Dingen!" —

„Mädchen, was weißt Du davon? Wer hat Dir meine geheimsten Gedanken verrathen?" hätte Bitsch ausrufen mögen; aber er schwieg und blickte nur seltsam befremdet in die Augen Walpurg's, die, von ihrer eigenen Kühnheit erschreckt, die ihren verlegen niederschlug und wieder wie ein harmloses, befangenes Kind erschien. Der Tanz war zu Ende, Bitsch führte seine Tänzerin auf ihren Platz zurück, aber angezogen von dieser eigenthümlichen Unterhaltung, setzte er sich an ihre Seite und frug jetzt halb scherzhaft: „Was wißt Ihr von meinen Träumen, Walpurg?" — In diesem Augenblick dachte er an das Wort seiner Mutter; sie mußte Recht haben — nur wer tief und innig liebt, kann in das Herz des Anderen sehen, und von diesem Gedanken beseelt, fügte er hinzu: „Glaubt Ihr, daß diese Träume zu hoch und unerreichbar sind?"

„Ich weiß nur, daß sie Euch doch nicht glücklich machen werden," entgegnete Walpurg und schlug die Augen zu Ambrosius auf. — Ein Himmel voll Mitleid und Güte lag in diesem Blick.

Ueber Bitsch's Antlitz flog ein trübes Lächeln. „Ihr habt Recht; aber ich will Andere glücklich machen!" setzte er mit dem alten stolzen Selbstgefühl hinzu —

„seht, wie überall Lust und Freude herrscht, weil es ihnen wohl geht, und weil sie wissen, daß einige wackere Leute, zu denen auch Euer Vater gehört, für das Aufblühen und die Sicherheit unserer Stadt unermüdet besorgt sind!"

Peter Rothe drängte sich in diesem Augenblick aus der Menge und trat wie gerufen zu dem plaudernden Paar. Er blickte erst zärtlich auf seine Tochter, als wolle er um Verzeihung bitten, daß er ihr den geliebten Mann entführen müsse, dann wandte er sich an den Bürgermeister. „Entschuldigt, Ambrosius," sagte er freundlich, „daß ich Euch stör'; zwei Schützen sind in Streit gerathen, jeder will den Spahn heruntergeschossen haben, sie sind hart an einander."

Bitsch empfahl sich artig von Walpurg, und vertraulich den Arm in den Peter Rothe's legend, wanderten beide Männer zum Schießstande. Die aufgeregte Menge machte dem Bürgermeister und seinem Begleiter ehrfurchtsvoll Platz, und so konnte Bitsch ungehindert zu den streitenden Parteien vordringen, die sich schon feindlich gegenüberstanden. Der Streit war unglücklicher Weise zwischen einem Fremden und einem Liegnitzer ausgebrochen, und wie sich die Fremden um ihren Landsmann schaarten, eilten auch die Liegnitzer dem ihren zu Hilfe.

„Ihr lügt!" schrie ein kleiner Mann, feuerroth im Gesicht vor Zorn. — „Potz Michel, ich schoß den Spahn herunter, den Becher muß ich bekommen!"

An diesem Ausruf konnte Bitsch schon seinen Mann erkennen, es war wirklich Johannes Specht, der mit einem stattlichen Mann aus Hirschberg wegen des Preises angebunden hatte und jetzt eben auf seinen Gegner losfahren wollte. „Haltet nur!“ rief der Bürgermeister, der sich unerschrocken zwischen die beiden Gegner drängte, „was giebt es, Specht?“ und sein blitzendes Auge ruhte so stechend auf dem kleinen Manne, daß dieser die Hand immer tiefer senkte, je länger ihn der Bürgermeister anblickte, und sie dann wie entkräftet herunterfallen ließ. „Der Hirschberger macht mir meinen Spahn streitig.“ — „Der Knirps dort will ihn auch heruntergeschossen haben!“ riefen die beiden Streithähne fast zu gleicher Zeit.

„Wohl mögt Ihr Beide den Spahn heruntergeschossen haben; aber Ihr seid unser Gast,“ wandte sich der Bürgermeister zu dem Hirschberger, „und Euch gebührt der Becher!“

„Gast hin, Gast her, der Becher gehört mir!“ brauste der kleine Specht auf, die Achtung vergessend, die er dem Oberhaupte der Stadt schuldig war. Das Geschwätz eines geringen Mannes konnte Bitsch nicht in Zorn bringen, und er wandte sich jetzt ruhig zu dem kleinen Specht: „Der Becher ist freilich fort, doch ich weiß, Ihr seid ein wackerer Schütze und sollt' nicht leer ausgehen.“ Von seinem Halse nahm der Bürgermeister ein goldenes Kettlein, und es dem kleinen Manne überreichend, setzte er freundlich hinzu:

„Da habt Ihr einen anderen Preis für Euren Schuß und tragt das Kettlein mir und unserer guten Stadt zu Ehren!“

Der kleine Specht war wie verwandelt; seine Augen glänzten, und die Kette hochhaltend, daß sie im Sonnenlicht funkelte, rief er freudig: „Hoch unser Bürgermeister!“ und die Menge stimmte jubelnd ein.

Der Streit war beendigt; aber Bitsch ging nicht mehr auf den Tanzplan zurück. Er blieb bei den Schützen, sprach mit jedem, lobte die Waffen des Einen, das scharfe Auge des Andern und gewann sich durch seine bezaubernde Leutseligkeit mehr als je alle Herzen.

Immer lebendiger wurde es auf dem weiten Platze; wer seine Schüsse gethan, vertrieb sich mit Zechen oder Spielen die Zeit. Die Aermsten, die fehlgeschossen, zogen sich grollend, wie einst jener Held vor Troja, in ihre Zelte zurück und suchten Trost in dem schäumenden Gerstensaft, der zu diesem Feste ganz besonders kräftig gebraut worden war und auch an den Schützen mannichfache Proben seiner Kraft bewies. Die Glücklichen aber, die einen guten Schuß gethan hatten, wanderten mit ihren Preisen und Ehrenfähnlein stolz und freudig durch die gaffende Menge und stellten die gewonnenen Schätze recht sichtbarlich zur Schau. Da konnten schon einige Heller hinausfliegen für die Gaukler, die ihre wunderlichen Künste trieben; für die fremden Thiere, die dort ein

brauner, zerlumpter Kerl zeigte, und zuletzt wohl noch für eine Zigeunerin, die mit verschmitztem Lächeln manch' abergläubischem Schützen ein Kräutlein in die Hand drückte, das immer einen glücklichen Treffer bringen sollte. Der goldene Becher deckte reichlich den Verlust der wenigen Heller, die heut in lustiger Laune durch die Finger glitten. Auf einer Kegelbahn klapperten ohne Aufhören die Kegel, es wurde um einen Ochsen geschoben; weiterhin standen Tische, auf denen um Zinn gewürfelt wurde; dann gab es Wettlaufen, Hahnenschlagen, und überall wimmelte es von Menschen, schallte fröhlicher Gesang und lautes Lachen, und Nichts störte mehr die allgemeine Lust, die mit schlesischer Beharrlichkeit bis auf den Grund ausgekostet wurde.

Auch Bitsch hatte den weiten Platz durchwandert, um zu sehen, ob überall Zucht und Ordnung aufrecht erhalten wurde. Eben wollte er auf den Tanzplatz zurückkehren, als ihm Walpurg am Arme ihres Vaters von dort entgegenkam.

„Walpurg, Ihr tanzt nicht mehr?" frug der Bürgermeister.

„Ihr kommt ja nicht mehr wieder und habt sehr lange Frieden gestiftet," entgegnete Walpurg unbefangen.

„Das hält auch schwerer, wie Krieg anfangen," bemerkte Peter Rothe. „Nicht wahr, alter Freund?" wendete er sich an den jungen Mann, „denn der

Frieden fordert vernünftige Leute, der Krieg nur Tollköpfe!"

„Will ich den Krieg?" frug Bitsch. „Wer kann dafür, daß Herzog Johann Liegnitz nicht verschmerzen mag?"

Wie sie, gemüthlich weiter plaudernd, den Platz durchwanderten, drängte sich eine alte Zigeunerin an Walpurg heran. Sie ergriff die Hand des jungen Mädchens, das ihr dieselbe ruhig überließ, und nachdem sie einen raschen Blick darauf geworfen, sagte sie leise: „Du hast heute Deinen Glückstag — halte ihn fest — Du bekommst den Kranz, und der schon Dein Herz hat, dem reichst Du in wenig Wochen Deine Hand!"

Die Jugend hört so gern von Glück und Liebe. — Auch Walpurg's Herz klopfte rascher; sie griff in ihre Tasche und reichte der angenehmen Prophetin eine ansehnlichere Gabe, als sonst üblich war. Die Zigeunerin dankte in den überschwänglichsten Ausdrücken.

Jetzt erst wurde Bitsch, der an Peter Rothe's Seite ging, aufmerksam und frug lachend: „Was verkündigte Euch die Alte?"

„Fragt sie nur auch," entgegnete Walpurg scherzend, „sie hat heut nur gute Nachrichten im Munde."

Bitsch reichte der Alten nachlässig die Hand; diese blickte einige Augenblicke prüfend hinein und schien mit ihrer Auskunft zögern zu wollen.

„Glaubt Ihr, ich fürcht' Euer Gekrächz," frug Bitsch spottend, „sagt es nur frei heraus, wenn mich eine Kugel treffen soll."

Die Alte schüttelte das Haupt. „Fürchtet das Schwert und drei Katzen! Bald werdet Ihr ein Wappen führen — Ihr steigt hoch!" setzte sie mit einer eigenthümlichen Handbewegung hinzu.

Bitsch war nicht ohne Aberglauben; er hätte noch mehr fragen, diese dunklen Andeutungen erklärt haben wollen, suchte aber seine Schwäche zu verbergen und wandte sich zu Peter Rothe: „laßt Euch auch solch' verworrenes Zeug vorschwatzen, vielleicht müßt Ihr Euch vor drei Hunden fürchten!"

Der alte Peter Rothe schüttelte nur das Haupt und scheuchte mit einem finstern Blick die Zigeunerin hinweg. „In unsere Hand hat Gott Nichts geschrieben, was der Teufel lesen könnte!" sagte er ernst und schritt ruhig weiter; während Bitsch der Alten ein Geldstück zuwarf und nicht umhin konnte, über die Prophezeiung der Zigeunerin ferner nachzugrübeln.

Der Bürgermeister mußte sich jetzt von seinen Freunden trennen, denn soeben hatte der fernhin dröhnende Schall der Kanone angezeigt, daß der letzte Vogel gefallen und das Schießen damit seine Endschaft erreicht habe. Es war das Amt des Bürgermeisters, die glücklichen Schützen zu bewillkommnen und ihre übliche Bekränzung zu veranstalten.

Eben wollte Bitsch den Schießstand betreten, da

zupfte ihn Jemand leise am Mantel; er drehte sich um — es war Judith. Scheu und furchtsam, wie sie es gewöhnt war, blickte sie sich um, und als sie sich von Niemand beobachtet glaubte, flüsterte sie: „Hütet Euch vor Popplau, er sinnt Verrath!"

Ohne die Jüdin einer Antwort zu würdigen, eilte Bitsch hinweg.

„Wunderlicher Mann!" murmelte die Jüdin vor sich hin, „er glaubt mir nicht, er verachtet mich, und doch hat er uns beschützt, und ich dank' ihm mehr als mein Leben!" Vorsichtig, wie sie gekommen, schlich sie wieder von dem Schießplatz und verlor sich in einer engen Straße der Stadt.

Ein Liegnitzer hatte den rothen Vogel, ein Breslauer den grünen und ein Mann aus Jauer den schwarzen Vogel abgeschossen, und diese hübsche Vertheilung der Glücksgaben erregte allgemeine Freude und große Zufriedenheit.

Mit Musik und in Ehrenbegleitung der Rathsherren zogen die drei wackeren Schützen auf den Platz, den eine unübersehbare Menge bedeckte, die den Preisträgern entgegenjubelte. Ein reich gekleideter Knabe trug drei mit goldenen und silbernen Bändern durchflochtene prachtvolle Blumenkränze. Die in einem Halbkreise versammelten Töchter und Frauen der angesehensten Familien der Stadt harrten klopfenden Herzens der Entscheidung, welche von ihnen der

Bürgermeister mit der Bekränzung der Schützen beehren würde.

Bitsch nahm dem Knaben den ersten Kranz ab, und den Liegnitzer Schützen bei der Hand fassend, trat er mit ihm aus dem Kreise und näherte sich den Frauen. Sein scharfes Auge schweifte an den Reihen hinunter; dort in einem Winkel, halb verborgen hinter der langen Figur der alten von der Heide, stand Walpurg. Bitsch trat bis zu ihr heran, und sich tief vor ihr verneigend, sagte er: „Edle Jungfrau! Unser bester Schütze wartet des Kranzes aus Eurer Hand!“ und er legte den Ehrenschmuck in ihre zitternde Rechte.

Wie Walpurg jetzt vortrat mit dem weißen wallenden Gewande, dem blonden Haar, den schwermüthig blickenden Augen, war es Jedem, als ob eines jener frommen, süßen Madonnenbilder aus dem Rahmen träte und mit einem unvergänglichen Kranz die Stirn des Siegers schmücken wolle. Der noch jugendliche Schütze, wie geblendet von dieser ätherischen Erscheinung, senkte das Knie, und mit der ganzen weiblichen Anmuth, die ihr eigen war, zierte Walpurg den Sieger mit dem Kranze.

Jetzt erhielten die drei Schützen auf kleinen silbernen Schüsseln die blanken Silberstücke, die zu diesem Feste besonders geprägt worden waren, und damit hatte das eigentliche Fest seinen Höhe- und Endpunkt erreicht. Zwar dauerte das Treiben und Lär-

men noch bis spät in die Nacht, aber die Schranken waren gefallen. — Wilder und toller wirbelte das Volk auf dem Platze umher; Windlichter wurden angezündet, hier und da brannte sogar ein Herdfeuer, und in dieser fast unheimlichen Beleuchtung gewann das ganze Treiben einen wüsten Anstrich. Jetzt waren die Zungen freier, die Messer steckten lockerer in den Scheiden, und am Morgen konnte mancher verbundene Kopf sich gar nicht besinnen, von welchem Pfahle ihm ein solch' tüchtiges Loch eingetrommelt worden.

Achtzehntes Kapitel.

Nach den Vorgängen beim Mannsschießen konnte die Liegnitzer die Nachricht nicht mehr überraschen, daß Bitsch um die Hand von Peter Rothe's Tochter geworben und in wenig Wochen die Hochzeit feiern würde.

Als Peter Rothe, glücklich über die langersehnte Werbung, die Hände der Beiden in einander legte, und Bitsch Walpurg zum erstenmal in seine Arme schloß, da hatte sie mit einem so seligen Lächeln zu ihm aufgeblickt, sich so innig, fast leidenschaftlich an ihn angeschmiegt, daß Bitsch erst in diesem Augenblick fühlte, welch' tiefe, verborgene Liebe sie für ihn gehegt haben müsse. Das Glück schien förmlich die Flügel ihrer Seele vollends zu heben; jetzt erst, als Braut, entfaltete sie die ganze Anmuth und Lieblichkeit ihres Wesens. Und wenn Bitsch nach den fast aufreibenden Arbeiten des Tages auf ein halbes Stündchen zu seiner Braut eilte, dann sah er wohl,

daß mit ihm erst Licht und Sonnenschein in das Herz des jungen Mädchens einzog, und er fühlte sich davon wunderbar berührt und angemuthet. Sie plauderte so gern, wie alle Liebende, von der Vergangenheit, erinnerte ihn daran, wie es sie damals recht geschmerzt, daß er den Becher so gleichgiltig dem jungen von der Heide abgetreten, und sie nimmer gehofft, daß sie noch einst so glücklich sein würde. „Als ich die Geschichte von dem Ritter Heinrich las," fuhr Walpurg lebhaft fort, „da fühlt' ich, daß ich auch mein Leben für Euch opfern könnt', und es that mir wehe, daß ich es Euch nicht beweisen konnt', wie jenes Mägdlein."

Bitsch, von der Wärme solcher Empfindungen mit fortgerissen, hörte mit Lust und Behagen auf das harmlose Geplauder. Je mehr ihn die Arbeit des Tages, die tägliche Waffenübung der Bürger und die andern Pflichten seines Berufes müde hetzten, je wohler fühlte er sich bei Walpurg, die trotz aller allmählichen Entwickelung des Geistes sich die ganze Frische eines Kindes bewahrt hatte. Und war nicht ihr reicheres Seelenleben seine Schöpfung? Hatte sie nicht seinem Umgange, seinem Einflusse das größere Wissen zu verdanken? Und so ruhig und gemessen er sich stets diesem Kinde gegenüber gehalten, zwischen Erzieher und Zögling besteht immer ein geheimnißvoller Zusammenhang, der sie entweder mit den in=

nigsten Liebesbanden umschlingt, oder gerade sie feindlich gegen einander treibt.

Frau Gertrud war glücklich über dies Ereigniß; noch einmal schien sie aufzuleben, ihre Krankheit zu vergessen, und mit der alten Rührigkeit schaffte sie, trotz des Abmahnens ihres Sohnes, in Küche und Keller, um eine Hochzeit herzurichten, wie sie dem Reichthum ihres Hauses und der Stellung ihres Sohnes entsprach. Das alte große Haus am Ringe konnte kaum die Zahl der Gäste fassen. Auch Schwager Czetteritz war gekommen und hatte Beatrix entschuldigt, die ihren Jungen einwiegen müsse.

Hoch ging es her bei dem Feste, denn das Oberhaupt der Stadt konnte schon einige Gedecke mehr, als vorgeschrieben, auflegen, und niemals hatten sich die Bitsch's in solchem Glanze gezeigt, als heut. Das schwarze Vorwerk, wie die vom Vater ererbte große Besitzung hieß, weil sie über der Schwarzwasserbrücke hinaus lag, hatte die Hälfte seines Viehstandes hergeben müssen, und darum wollten die großen zinnernen Schüsseln mit dem saftigsten Braten kein Ende nehmen und wanderten dann, wenn die längst gesättigten Gäste noch etwas vorgekostet, hinunter zu dem dort harrenden, hungrigen Volk, und mancher arme Schlucker dachte nach Jahren noch mit Behagen des Tages, an dem er sich an Fleisch reichlich satt gegessen hatte.

Trotz der Feindschaft der Geistlichkeit gegen Bitsch

war die Trauung mit allem kirchlichen Glanze vollzogen worden. Selbst die Anklage des Dominikaners, daß Bitsch heimlicher Hussit sei und deshalb von der katholischen Kirche ausgeschlossen werden müsse, hatte Nichts verschlagen. Die Hand des Bürgermeisters war zu freigebig, um sie zurückstoßen zu können. Ein neues prachtvolles Decklein zierte die Kanzel der Petri-Kirche, acht blendend weiße Wachskerzen prunkten auf dem Altar, und ein neues, von Gold strotzendes Meßgewand schmückte den die Messe lesenden Geistlichen. Selbst starke Menschen sind schwach gegen Geschenke, und so war es auch dem Prediger nicht zu verargen, daß er zum Vortheil seiner Kirche nach Bitsch's Rechtgläubigkeit nicht weiter frug.

Walpurg, am Ziele ihrer heißesten Sehnsucht, ihrer liebsten Wünsche, stand am Altar mit dem Lächeln einer Heiligen. Die Menge war entzückt von der frommen Demuth, die wie ein goldener Schein über der lieblichen Jungfrau ruhte. Sie trug heut ein langes, scharlachfarbenes Kleid; die weiten, unten aufgeschlitzten Aermel waren mit köstlichen Perlen besetzt, um den Hals trug sie eine goldene Krause, und an dem vergoldeten Leibgürtel von Silber funkelten ebenfalls werthvolle Perlen. Am Arme hing eine Paternoster-Schnur von rothen Korallen; aber das Kostbarste war der feine weiße Schleier der die schlanke Gestalt Walpurg's förmlich einhüllte und bis zu den Füßen herabfiel. Die Kleidung Walpurg's

machte um so größeres Aufsehen, als es nicht die heimische Tracht war, die sie angelegt, sondern die der vornehmen Frauen der Lombarden, da Bitsch, in seiner Vorliebe für Italien, auf eine solch' kostbare Brautkleidung bestanden hatte.

Einfacher war Bitsch gekleidet. Das geschlitzte Wamms und Beinkleid war vom feinsten niederländischen Tuch, durch das in weiten Puffen ein weißseidenes Untergewand hervorquoll. Weiße Strümpfe mit schwarzseidenen Bändern geknüpft, ein schwarzes Barett mit weißen Federn wiegte sich auf dem Lockenhaupte, und gerade die Wahl dieser beiden entgegengesetzten Farben machte seine Erscheinung bedeutender als je.

Ein solch' passendes Paar meinte man noch nie gesehen zu haben, und auch der alte Peter Rothe hatte heut all' seine Strenge verloren und blickte mit Behagen auf seine Kinder.

Nach der Trauung begann das Bankett. Hei, da zeigte sich, was eine schlesische Kehle trinken kann, und ein ordentlicher Hausherr für einen tüchtigen Keller hält.

Aus Ungarn und vom Rhein, aus Frankreich, aus Spanien hatten sich die vortrefflichsten Weine an der Hochzeitstafel des Liegnitzer Bürgermeisters eingefunden, und was an den alten ehrwürdigen Gefäßen angeschrieben stand, das galt, das war wirklich aus der Fremde und nicht heimisch Gewächs, denn die

grünberger Hügel waren noch kahl und ließen sich nicht träumen, einst die edle Rebe tragen zu müssen, die freilich weit besser ist als ihr Ruf. Eben war man im besten Zechen, da rief ein Diener den Bräutigam heraus. „Nichts da, Du darfst nicht fort, das bringt Unheil!“ sagte Czetteritz und wollte seinen Schwager zurückhalten; aber Bitsch war ein zu gewissenhafter Beamter, der Diener hatte von Gefahr geflüstert, und deshalb eilte er trotz des Widerspruches der übrigen Gäste hinaus. Wie erstaunte Bitsch, als er nur Judith auf dem Hausflur traf, und unmüthig runzelte er die Stirn. „Weißt Du keine bessere Stunde, mich mit Deinem Geschwätz zu belästigen?“ sagte er gereizt und wollte rasch in den Hochzeitssaal zurücktreten, doch die Jüdin hielt ihn zurück. Judith schien außer Athem vom raschen Lauf, ihre Brust hob sich sichtbar, ihre Augen rollten wild umher, und sie keuchte jetzt mühsam hervor: „Um Gotteswillen, hört ein einzig Wort, die Stadt ist verrathen, der Feind ist vor dem Thor!“

„Was schwatzest Du, Mädchen?“ rief der Bürgermeister, „ich kenn' Dich schon, Du siehst überall Gefahr.“

„Nein, nein, es ist Wahrheit, ich habe sie belauscht; der Metzger Wolf will ihnen das Thor öffnen, — Popplau wird mit einigen verlorenen Gesellen Euer Haus umzingeln, kommt! kein Augenblick ist zu verlieren!“

Die Angst der Jüdin ließ Bitsch keinen Zweifel an der Wahrheit ihrer Nachricht; dennoch verlor er nicht einen Augenblick die Fassung. „Habt Dank," sagte er freundlich und reichte der Jüdin die Hand, die freudig überrascht sie an ihre Lippen drückte, während in ihrem Auge die Seligkeit funkelte, dem großmüthigen Mann, dem sie so viel verschuldete, einen wichtigen Dienst erwiesen zu haben. „Doch warte!" setzte Bitsch hinzu, „wenn Du glaubst, daß ich am Goldberger-Thor sein kann, dann läute die Sturmglocke."

Bitsch trat nicht mehr in den Saal zurück, sondern eilte in seine Waffenstube, raffte soviel Schwerter auf, als er fassen konnte, und stürzte damit auf den Marktplatz.

In den Tagen des Augustes wird es nie völlig Nacht, und obwohl bereits die zehnte Stunde hereingebrochen war, herrschte auf dem großen Platze nur eine leichte Dämmerung, so daß es dem Bürgermeister möglich wurde, einzelne Bürger zu erkennen, die, von dem Feste angezogen, neugierig auf dem Ringe herumwanderten. Bitsch trat an einige heran, und den bestürzten Männern die Schwerter reichend, flüsterte er ihnen zu: „Folgt mir, Freunde, aber schweigt — nur schnell!" und beflügelten Schrittes eilte er mit seinen wenigen Genossen, die rasch ihre Aufgabe begriffen und ihm mannhaft folgten, zum Goldberger-Thor. Um die Verräther zu überraschen, war Bitsch mit

den Bürgern die Hainauer-Straße hinuntergeeilt und hatte den Weg um die Mauer eingeschlagen, und wie ein Dolchstich durchzuckte es seine Brust, als er athemlos vor dem Goldberger-Thore ankam und es bereits offen fand. Wie verzweifelt stürzte er über die Brücke, sein scharfes Auge sah einen Mann am äußeren Thor stehen, schon knarrte der Schlüssel im schweren eisernen Schloß ... da packte den Mann eine nervige Faust und riß ihn zu Bodeu, und im nächsten Augenblick, als man schon draußen ungeduldig pochte, drehte sich der Schlüssel wieder zurück — das Thor blieb verschlossen, und ein kräftig Hohngelächter der von der größten Gefahr erlösten Bürger antwortete dem zu früh angekommenen Feinde. Vielleicht würden die da draußen jetzt mit Aexten und Beilen angeklopft haben; aber in diesem Augenblick tönte ein scharfes Glöcklein in raschen, hastigen Schlägen durch die Stille der Nacht — es war die Sturmglocke. Bitsch hörte noch da draußen einen wilden Fluch, dann war es still. „Nun laßt uns sehen, welchen Vogel wir gefangen!" rief Bitsch und beugte sich zu dem an der Erde liegenden Manne herab, den die derben Fäuste der Bürger wie mit eisernen Schrauben festhielten, daß er kein Glied rühren, sondern nur die Zähne fletschen konnte.

„Ich glaub', ich hab' Euch schon gesehen," sagte der Bürgermeister spottend, als ihm das von Haß und Wuth verzerrte Gesicht des Metzgers Wolf ent-

gegengrinzte: „Ihr habt selten Glück, wenn ich dazwischentrete.“

„Hol' ihn der Henker!“ brummte Wolf sein Lieblingswort und wendete das Gesicht von seinem Feinde.

„Du bist ein spaßiger Kerl,“ meinte einer der Bürger, „ich fürchte, daß Dich der Meister Auweh zuerst beim Kragen haben wird.“

„Nun rasch mit ihm fort und das andere Thor geschlossen!“ befahl der Bürgermeister, und man schleppte den Meister Wolf etwas schonungslos über die Brücke zurück und schloß das innere Goldberger-Thor, zu dem jetzt schon eine Menge bewaffneter Bürger in wilder Hast herbeigeeilt kam.

Bitsch erzählte rasch den Vorgang und hatte Noth, den Gefangenen vor der Wuth des Volkes zu schützen. So groß die Gefahr gewesen, so groß war auch jetzt der Jubel über deren glückliche Abwendung. Man erstieg die Mauer, und trotzdem Niemand in der Dämmerung etwas von einem Feinde gewahr werden konnte, schrie und jauchzte man in die Nacht hinaus und überhäufte den getäuschten Feind mit den lustigsten Spottreden.

Niemand wollte mehr in's Bett; Alle wollten auf der Mauer bleiben und den Feind erwarten. Nur den beredten Vorstellungen Bitsch's gelang es, die wackern Bürger zu beruhigen.

„Diese Feiglinge haben uns überrumpeln wollen,

sie kommen heut nicht wieder," erklärte der Bürgermeister, „aber vielleicht morgen schon giebt es einen Strauß, und deshalb schlaft heut noch einmal fest und gründlich, daß Ihr morgen munter seid."

Zur größeren Sicherheit wurden verstärkte Wachen ausgestellt, und eben wollte Bitsch seinen zweiten Gegner aufsuchen, als eine lärmende Menge die Goldberger-Straße herunterkam, und Bitsch schon von Weitem die Stimme seines Schwagers heraushörte, der fortwährend seinen Namen rief.

„Was sind das für Teufelsgeschichten? Da bist Du noch mit heiler Haut!" rief Czetteritz und drückte seinen Freund stürmisch an die breite Brust.

„Ei, ohne Barett fortzulaufen? Da konntet Ihr Euch leicht den Schnupfen holen!" fügte Johannes Schober mit schwerer Zunge hinzu, den selbst das Läuten der Sturmglocke nicht völlig nüchtern gemacht hatte.

„Und ohne uns zum Tanz einzuladen, das war schlecht von Dir, Ambrosius, das kann ich Dir nicht verzeihen!" meinte Czetteritz.

Es waren die sämmtlichen Hochzeitsgäste, die jetzt Bitsch umringten und ihm erzählen wollten, was auch sie Wichtiges erlebt hatten; aber Czetteritz beherrschte sie Alle mit seiner kräftigen Stimme: „Ambrosius, ich beneide Dich um Nichts als um diese tolle Hochzeit! Hei, wer hätt' sich das träumen lassen, daß der

alte Popplau kommen würd', um uns zum Tanz aufzuspielen!"

„Ha, ha," lachte Johannes Schober, „die Saiten sind ihm zu zeitig geplatzt!"

„Wie er da stand, als wir über ihn herfielen, gerad' wie ein Bär, der mit der Schnauze in einen schwärmenden Bienenstock gefahren," spottete Jodocus Lindner.

„Was ist's mit Popplau?" rief Bitsch in gespannter Erwartung.

„Du hörst ja nicht! Lass' Dir nur erzählen!" begann Czetteritz wieder. „Wir hatten noch einmal zum Ungar gegriffen und waren lustiger Dinge, nur Walpurg blieb unruhig und konnt's nicht verwinden, daß ihr der Bräutigam fortgelaufen war; plötzlich ruft sie: „Die Sturmglocke!" Wir hatten unter dem Bechergeklirr Nichts gehört, da greifen wir freilich zu den Waffen und stürzen hinaus. Denk' Dir, Ambrosius, kommt uns der alte Popplau mit blankem Schwert entgegen, ein paar Strolche schleichen hinter ihm her. „Alter, was soll das?" rief ich und wurde wild. „Wo ist Euer Stadtschreiber, heraus mit ihm! Ergebt Euch, Johann ist schon in Liegnitz, und Ihr seid Alle verloren!" schrie der Narr. Wir lachten und entrissen ihm das Schwert, er drohte noch, da hörte er endlich auch das Sturmglöcklein und knickte zusammen. Gefangen ist der Schurke, und gehangen

soll er werden!« setzte Czetteritz mit einem wilden Lachen hinzu.

Es war wirklich so, wie Czetteritz berichtet hatte. Popplau, von Rachedurst gegen Bitsch und von seinem Eidam, dem Truchseß, aufgestachelt, hatte den Verrath angezettelt. Seit Monden war dieser Plan sorgfältig eingefädelt worden. Frau Wolf wanderte fleißig zwischen Lüben und Liegnitz hin und her, um mit ihrem hohen Beschützer neue Anschläge zu berathen; während Meister Wolf viel in dem Hause des alten Popplau einkehrte und sich auf diese Ehre nicht wenig zu Gute that. Der Truchseß hatte die Familie Wolf dem alten Bürgermeister empfohlen, und auf diese Weise war die neue Bekanntschaft entstanden.

Schon am Mannsschießen hatte man den Ueberfall wagen wollen, aber die geschickten Vorsichtsmaßregeln Bitsch's ließen die Ausführung gefährlich erscheinen, und man wartete auf eine gelegenere Stunde. Da kam Bitsch's Hochzeit, und die Verräther glaubten den günstigen Augenblick benutzen zu müssen. Der alte Popplau warb ganz in der Stille einiges Lumpengesindel, um damit die zechenden Rathsherren zu überfallen und jede geordnete Gegenwehr unmöglich zu machen. Dem Metzger Wolf dagegen war die Aufgabe zugefallen, das Thor zu öffnen. Er hatte einem der wachthabenden Bürger einen Tausch vorgeschlagen, der an diesem lustigen Abend herzlich gern darauf einging, weil es angenehmer war, auf dem Markt

herumzuschwärmen, als hier still am Thor zu sitzen. Für die übrigen Wachtleute am Goldberger=Thor schleppte Frau Wolf Wein herbei, „um auch hier den Bürgermeister leben zu lassen," wie sie behauptete, und bald ruhten die guten Männer in festem Schlaf.

Einige Augenblicke später, und der edle Truchseß hätte am andern Morgen seinem Fürsten mit den Schlüsseln der Stadt entgegenreiten und sich durch diesen ungeheuren Dienst wieder in Gnade und Ansehen setzen können.

Am andern Tage spähte die Wache schon im Morgengrauen nach einem Feinde aus. Der ganze nächtliche Ueberfall wäre Allen wie ein Traum erschienen, wenn sich nicht jetzt in aller Stille ein kleiner Zug aus dem Thor bewegt hätte, der auf einem Karren einen gefesselten Mann hinausschaffte. Eine Viertelstunde später hing der Mann, den eine unglückliche Sehnsucht und sein ehrgeizig Weib in die Stadt getrieben, draußen vor'm Thor am Galgen. Eine höhere Stelle hätte Liegnitz dem Meister Wolf nicht verschaffen können.

Endlich, als die Sonne bereits aufgegangen war und ihre hellen Strahlen über die weite Ebene schickte, gewahrten die ungeduldigen Wächter in der Richtung nach Westen eine große Staubwolke; einzelne Helme und Schwerter blitzten daraus hervor, da war ja endlich der Feind, und die Wächter stießen kräftig in's Horn. Wieder läuteten die Sturmglocken, und wie

mit einem Schlage belebten sich die Straßen. Aus allen Häusern kamen die wackern Bürger und eilten auf den Marktplatz. Nicht jubelnd, nicht im wilden Rausch — hinter dem sich oft nur Feigheit verbirgt, die sich zu betäuben sucht; ernst und ruhig traten sie in die Reihen, und mit männlicher Entschlossenheit schickten sie sich zu einem Kampfe an, der bei den noch immer gefürchteten Waffen der Ritter ein äußerst blutiger werden mußte und einen sehr zweifelhaften Ausgang nehmen konnte. Dennoch belebte Alle ein freudiger Muth. Wohl hatten die Meisten Weib und Kind „Ade" sagen müssen; aber keine Thräne war gefallen, kein Jammer gehört worden. Die Frau, die nicht den Muth hatte, den Mann auf die Straße zu geleiten, schluchzte ihren Schmerz im einsamen Zimmer hinunter. Bitsch war überall und brachte Ordnung in die Reihen, prüfte die Feuerwaffen und trat dann noch einmal an Heinrich Kochenschreiber heran, der keck und lustig mit einem Häuflein Leute an der großen Kanone stand. „Wir können ihr doch vertrauen?" sagte er lächelnd und legte die Hand auf das große eiserne Rohr des Geschützes.

„Wie einer Mutter!" entgegnete Kochenschreiber fest.

Mitten auf dem Markte waren die Angesehensten der Stadt zu einem Kriegsrath zusammengetreten. Noch war die Meinung getheilt. Einige wollten hinausziehen und den Feind angreifen, Andere hielten es für das Beste, ihn hinter den starken Mauern zu

erwarten. Bitsch war erst im letzten Augenblick zu der Berathung hinzugetreten; er hörte aus dem Streite der Parteien, wie sich die Meisten der letzten Ansicht zuneigten, und er begann sogleich: „Nein, wir wollen uns nicht feig hinter Mauern verkriechen, sondern den Rittern in offner Feldschlacht in's Auge sehen! Johann soll es spüren, daß wir an unsere Freiheit Gut und Blut setzen. Wer wagt, gewinnt! Ziehen wir hinaus, und mit uns ist der Sieg!"

Eine Flammenröthe bedeckte die Wangen des Bürgermeisters; seine Augen blitzten, und wie er jetzt das Schwert zog und in stürmischer Begeisterung wiederholte: „Hinaus zum Kampf!" da war sein Auftreten von hinreißender Wirkung. Alle Schwerter blitzten. „Hinaus zum Kampf!" schallte es jubelnd über den Marktplatz, „hinaus zum Kampf!" wiederholten die Bürger und hielten fester ihre Büchsen.

Sechs Fähnlein, wohl gerüstet und geordnet, setzten sich in Bewegung. Nur der Adel der Stadt hatte ein kleines Häuflein Reiter gestellt, alle Uebrigen waren zu Fuß. In der Mitte des Häufleins führte Heinrich Kochenschreiber seine Kanone und sang ein lustig Reiterlied. Bitsch, als Anführer des kleinen Heeres, hatte ein Roß bestiegen und sprengte jetzt an der Seite seines Schwagers und des Stadthauptmanns in freudig gehobener Stimmung die Goldberger-Gasse hinunter. Da flog plötzlich aus der Dachluke eines Hauses ein mächtiger Stein heraus

und schlug dicht vor dem Kopfe von Bitsch's Pferde herunter, das sich vor Schreck wild aufbäumte und seinen Reiter abgeworfen haben würde, wenn dieser nicht so fest im Sattel gesessen hätte.

„Das ist ein böses Omen!“ murmelte Czetteritz bestürzt. „Dem Herzog Heinrich soll auch ein Ziegel vom Kirchthurm auf den Kopf gefallen sein, als er gegen die Tartaren zog.“

„Ich bin kein Herzog,“ entgegnete Bitsch lachend, „und das Haus mit der Fleischbank dort kein Kirchthurm.“

Der Stadthauptmann wollte entrüstet vom Pferde steigen und mit einigen Bürgern das Haus stürmen; aber Bitsch wehrte ihm. „Laßt es gut sein! Das Weib des Gehenkten muß doch seinen Schmerz austummeln, nur vorwärts!“ und hoch seinen Federbusch schwingend, um dem schon unruhig geworden Häuflein zu zeigen, daß er unverletzt sei, gab er dem Pferde die Sporen und sprengte zuerst über die Brücke, daß es weithin dröhnte.

Bitsch zog mit seinem Heere geraden Weges auf Dorf Waldau zu. Unweit eines Hügels zwischen Lindenbusch und Pfaffendorf und eine Viertelstunde links vom Dorfe Waldau hatte sich Johann mit seinen Rittern zur letzten Rast gelagert. Wie auch seine Leute zum Aufbruch trieben, Johann beharrte darauf, daß Roß und Mann noch ein wenig verschnaufen müsse; während seine schwankende Seele nur

einen Vorwand suchte, diese letzte und endliche Entscheidung noch einige Augenblicke hinzuziehen. Als ob die nächste Stunde Besseres brächte! Die Ritter trieben ihre übermüthigen Späße und schwatzten davon, wie sie die rebellischen Bürger am härtesten strafen könnten. Einige Heißsporne wollten Liegnitz der Erde gleich machen, und Johann mußte dann, wie Friedrich Barbarossa einst mit Mailand gethan, Salz auf die Stelle streuen — und sie ärgerten sich nur, daß der gutmüthige Johann kein Barbarossa sei. Der junge von der Heide zeigte sich am grimmigsten gegen seine Vaterstadt, „kein Stein dürfe über dem anderen bleiben, Alles müßte niedergemacht werden," behauptete er; und sein Vorschlag, daß nur die hübschen Bürgerfrauen in die Gefangenschaft geführt werden müßten, erregte allgemeine Heiterkeit.

Nur Johann theilte nicht die siegesgewisse Stimmung seines Heeres. Er ging sorgenvoll am Arme des Truchseß hin und her und erklärte noch einmal seinem Freunde, welch' gegründete Rechte er auf das Herzogthum habe, und wie leid es ihm sei, daß er sich jetzt sein gutes Recht erkämpfen müsse.

„Diese schlechten Menschen, nicht einmal die Bücher und Handschriften wollten sie herausgeben, aber ich werde sie dazu zwingen!" setzte Johann hinzu und erhob drohend die Faust. Zedlitz unterdrückte mit Mühe ein Lächeln.

Noch waren die Ritter im lustigsten Geplauder,

da plötzlich sah man Reiter auf der Landstraße auftauchen; Schwerter und Lanzen blitzten. „Die Liegnitzer!" hieß es, und die edlen Ritter stießen ein Hohngelächter aus. „Die bringen die Schlüssel!" rief der junge von der Heide. „Mit einem ganzen Heere?" frug Zedlitz. Johann erbleichte. Einen solch' kecken Muth seines Feindes hatte er nicht erwartet, und als einige Ritter ungeduldig zum Angriff übergehen wollten, sagte er zaghaft: „Wir haben hier eine feste Stellung, erwarten wir den Feind!"

Der ließ auch nicht lange auf sich warten. Bitsch hatte ruhig im Angesicht des Feindes Halt gemacht und in großer Kaltblütigkeit seine Anordnungen getroffen. Er hatte erkannt, daß an dem Besitz des Hügels die Entscheidung hänge, und Johannes Schober erhielt den Auftrag, mit einem Häuflein auserlesener Leute den Hügel zu stürmen. Er hatte sich diese eben so ehren- wie gefahrvolle Stellung ausdrücklich ausbedungen.

Auf ein Zeichen Bitsch's wirbelten die Trommeln, und eh' noch die stolzen Ritter sich eines Angriffs versahen, stürmten auf allen Seiten die Liegnitzer heran.

Am heftigsten entbrannte der Kampf um den Hügel; dreimal waren die Liegnitzer zurückgeschlagen worden, und eine Menge Todte bedeckte schon das Feld; auch der wackere Bauherr war gefallen, als ehrenvoller „Vortänzer" bei dem ehrenvollsten Fest.

Bitsch gewahrte das Wanken seiner Leute; er stieg augenblicklich vom Pferde, und sich an die Spitze eines Häufleins Hackenschützen stellend, versuchte er einen letzten verzweifelten Angriff. Ohne Aufhalten stürmte er mit seinen Leuten vorwärts, erst am Fuße des Hügels gab er das Zeichen zum Feuern, und die wohlgezielten Schüsse brachten eine bedeutende Verwirrung in die Reihen der Ritter. Nun begann oben auf dem Hügel, ein entsetzlicher Kampf. Mann an Mann geschah das Ringen, aber die scharfen Aexte und Schwerter der Liegnitzer hieben zu gewaltige Lücken in den bereits geschwächten und ermatteten Feind; die eherne Mauer wich. —

Wenige Augenblicke später stand die große Kanone auf dem Hügel, und Heinrich Kochenschreiber sandte mit unermüdlichem Fleiße durch das ungeheure Geschoß Schrecken und Verderben in den stolzen Feind.

Noch waren die Ohren der Ritter an Kanonendonner nicht ganz gewöhnt; die schweren Kugeln schonten den dicksten Panzer nicht, sie kamen aus zu weiter Ferne und konnten durch keinen Schild aufgehalten werden, deshalb entsank den Feinden der Muth, sie begannen auf diesem Flügel zu weichen. Bitsch benutzte den günstigen Augenblick und stürmte jetzt, nachdem er wieder sein Pferd bestiegen hatte, mit der Hälfte seiner Leute auf den linken Flügel, wo die leicht bewaffneten Bogenschützen unter ihrem Stadthauptmann mit dem an der Zahl weit über-

legeneren Feinde einen schweren Stand hatten. Die Hilfe kam zu gelegener Zeit. Wieder warf sich Bitsch Allen voran in den Kampf, und nach langem Widerstand begannen auch hier die Ritter zu weichen.

Noch immer kämpfend, zog sich der Feind zurück. Einer der Letzten war der Truchseß. Immer wieder wendete er sein Roß und trieb die zudringlicher werdenden Feinde zurück. Eine düstere Verzweiflung hatte sich des sonst so behaglichen Mannes bemächtigt. Er schien den Tod zu suchen ... Seitdem der gute Ritter in Ungnade gefallen, war ihm das Leben nicht mehr einen Becher Wein werth; jetzt geschlagen heimzukommen, nachdem er sich vorher gebrüstet, mit dem kleinsten Häuflein Leute Liegnitz zu erobern, war seiner Eitelkeit durchaus keine angenehme Aussicht.

Bitsch hatte kaum den bekannten Helmbusch des Truchsesses flattern sehen, als er seinem Pferde die Sporen gab und auf seinen Feind einsprengte. — Zedlitz hatte auch den Bürgermeister erkannt; der alte Haß loderte in ihm auf, und der Gefahr nicht achtend, daß ihn der nächste Augenblick schon von seinen Leuten völlig trennen mußte, ritt er seinem Feinde entgegen.

„Jetzt will ich einen Wolf jagen!“ rief Zedlitz, an den Spott Bitsch's bei jenem Ballabend erinnernd, und hieb wüthend auf seinen Gegner ein.

„Keine Wölfin? mir auch recht,“ entgegnete Bitsch mit dem alten Spott; „aber der Wolf öffnet Euch

kein Thor, der hängt an unserm Galgen," setzte er hinzu und stellte sich zur Wehr.

„So fahrt zur Hölle!" knirschte Zedlitz, und sein langes Schwert sauste gewaltig nieder, doch Bitsch wußte geschickt dem Streiche auszuweichen, und anstatt das Haupt des Bürgermeisters zu zerschmettern, traf Zedlitz nur das edle Roß seines Feindes, das augenblicklich zusammenbrach. Einen Freudenschrei stieß Zedlitz aus, und ehe sich Bitsch noch von seinem Pferde losmachen konnte, erhob er von Neuem den Arm. Da flog, von kräftiger Faust geschleudert, eine Streitaxt durch die Luft und traf des Truchseß Stirn. Lautlos sank Zedlitz von seinem Roß und war wenige Augenblicke darauf verschieden.

Bitsch blickte sich nach seinem Lebensretter um; — ein mit Blut und Staub bedeckter Bursche stand vor ihm. Rothes Haar sträubte sich verworren auf seinem Kopf, und ein freches, trotziges Gesicht starrte ihm entgegen. Der Bürgermeister wollte kaum seinen Augen trauen. „Du bist es, Siegismund Wüsthube?" rief er erstaunt, „ist es möglich?"

„Ihr täuscht Euch nicht, strenger Herr," erwiederte der Bursche in seiner übermüthigen Weise; „ich hab' lustig mit gearbeitet, hei, das war ein Leben! So gefällt es mir! Ich glaub', ich kam Euch grad' zu Recht?"

Ambrosius Bitsch hätte wohl lieber jedem Andern, als diesem Burschen sein Leben verdankt; dennoch

nöthigte ihn die Pflicht der Dankbarkeit, sich Zwang anzuthun, und er entgegnete: „Ich bleibe Dein Schuldner, vorläufig meinen Dank!" und er schüttelte dem jungen Wüsthube die Hand.

„Nicht Ursach', Herr!" sagte Siegismund mit einem gewissen Selbstgefühl. „Ihr habt mich damals aus den Händen der Herzoglichen gerissen, ich hab' heut gesorgt, daß Ihr nicht ohne Köpf herumlauft, wir sind nun quitt. Seht, nun flieht Alles, es wäre dumm gewesen, wenn Ihr als Sieger nicht hättet mit einziehen können."

Bitsch schüttelte das Haupt; die Ahnung durchzog seine Seele — so schön, so herrlich kam der Tod nicht wieder — mitten im Sieg als Held zu sterben, das ist ein Loos, um das uns Götter beneiden . . . und in alter Schwermuth murmelte er vor sich hin: „Vielleicht danke ich Dir's einmal nicht!" dann raffte er sich auf, und mit seinen jetzt von allen Seiten heranrückenden Leuten verfolgte er den Feind, dessen langsamer Rückzug sich plötzlich in wilde Flucht wandelte, so daß hier die Spottverse Rosenplüt's zutrafen:

„Da hub sich ein Fliehen von ihnen Allen,
Und sie sind also schnell von dannen gerückt,
Und wäre ihrer Einem ein Auge entfallen,
Er hätte sich nicht darnach gebückt —"

Und Mancher verlor auf der Flucht noch Kostbareres als sein Auge — das Leben; denn die Kanone schickte den Flüchtigen noch lange ihre Abschieds-

grüße nach, und die weit reichenden Kugeln der Hackenschützen flüsterten auch manch' herzloses Ade. Die Kanone hatte die Schlacht entschieden und vor allen Dingen geholfen, einen an Zahl und Rüstung überlegenen Feind in die Flucht zu schlagen. Herzogin Elisabeth hatte, von Schulden gedrängt, dieses seltene Stück der Stadt verkaufen müssen, und jetzt brachte dies Nürnberger Spielzeug dem Erben die Schmach einer solchen Niederlage und ihn um seine glänzendsten Hoffnungen ... Nie rächte sich bitterer die Verschwendung der Fürsten, denen um Geld Alles feil war, und denen hier der leichtsinnige Verkauf zum eigenen Verderben ausschlug. —

Die zu Fuß kämpfenden Feinde waren fast sämmtlich eingeholt und niedergemacht worden; nur die Reiter entkamen. — So müssen stets die Knechte die Thorheiten ihrer Herren büßen; — denn die Fußkämpfer waren nur gemeine Leute, die, wie immer, ihre Haut für ihre Ritter zu Markte tragen mußten. Bitsch, dem es an Reiterei fehlte, mußte die Verfolgung aufgeben, und die großen Herren entkamen.

Auf der Kriegskoppe, wie seit diesem Tage der Hügel bis zur heutigen Stunde heißt, hielt nach gethaner Blutarbeit Bitsch die Schau über sein kleines, siegreiches Heer. Der Sieg war theuer genug erkauft worden; fast die Hälfte der tapfern Bürger lag todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde. Der blutige Kampf hatte schreckliche Lücken in die Reihen

der Liegnitzer gerissen. Bitsch fühlte sich davon schmerzlich berührt; die Freude über den Sieg verschwand bei dem Anblick der zahlreichen Opfer, die er gekostet hatte, und die Lücken, die hier in seinem Heer entstanden, wie anders wurden sie noch gefühlt daheim, in der Familie, wo die Frau ihren Mann, das Kind vergeblich seinen Vater erwartete. Ambrosius Bitsch war nicht einer jener finstern Kriegshelden, die sich über die Ergebnisse solcher Blutarbeit hinwegsetzen können; zu nahe und lebhaft verkehrte er mit dem Volke, um nicht täglich schmerzlich daran erinnert zu werden, wie viele Herzen dieser einzige Tag zerrissen, um nicht zu sehen, wie viel Jammer und Elend er verursacht hatte.

Der Bürgermeister wanderte jetzt auf dem Schlachtfelde umher und suchte nach Möglichkeit für die Verwundeten zu sorgen und ihre Fortschaffung in die Stadt zu bewirken. Eine traurige, entsetzliche Aufgabe, die jedem siegreichen Helden zufallen müßte. Die Geschichte würde dann weniger von Schlachten und Kriegen zu erzählen haben.

Dort am Hügel lag der treffliche Johannes Schober auf dunklem Moose weich gebettet, das sein Blut roth gefärbt hatte. Sein blühendes Gesicht schien noch im Tode sagen zu wollen, „das ist ein prächtiger Tanz,“ und die Lippen waren halb geöffnet, als hätten sie im letzten Augenblick ein Tanzlied geträllert.

Bitsch beugte sich zu dem Todten hinab und

drückte ihm die Hand, als könne er ihm damit noch einmal Lebewohl sagen, und schloß ihm dann leise die starren Augen zu. Auch der alte Peter Rothe, der mitten im tollsten Kampfgewühl unversehrt geblieben, trat an seinen alten Freund heran — eine Thräne glänzte in den Augen des ernsten Mannes.

Unfern davon lag Jodocus Lindner, das Barett tief in die Stirn gedrückt, um die schmalen Lippen spielte noch ein etwas hämisches Lächeln.

„Da seid Ihr beinahe rathlos geworden," rief Czetteritz, als er die Leiche des zweiten Rathsherrn erblickte.

Bitsch verwies ihm den unpassenden Scherz. „Jodocus hielt rechtschaffen zu uns, wenn er auch gern seine eigene Meinung hatte und mir zuweilen in den Weg trat; der Tod söhnt vieles aus!"

Auch der kleine Johannes Specht war unter den Gefallenen; die erstarrte Hand hielt noch ein Stück des goldnen Ehrenkettleins, das ein feindlicher Schwerthieb zerrissen haben mußte. Aber dies Schwert hatte auch sein Herz getroffen, und krampfhaft mußte er nach der Kette gegriffen haben, um sie im letzten Augenblick zu sichern.

In fieberhafter Erwartung hatte man von den Thürmen der Stadt dem Kampfe zugesehen. Unten stand ein bunter Volkshaufe und horchte in banger Erwartung auf die Mittheilungen der Wächter, die

von Zeit zu Zeit hinunterriefen, was sie vom Schlachtfelde erblicken konnten.

Das Drängen an den Thürmen wurde immer größer. Hier führten Knaben lärmend eine Schlacht auf und spielten Krieg, während ihre Väter draußen den fürchterlichen Ernst dieses Spieles kosteten. — Dort in einem Winkel betete eine arme, alte Frau für das Leben ihres Sohnes, während reichere Frauen in die Kirche geeilt waren und dem Muttergottesbilde ansehnliche Geschenke für die glückliche Heimkehr der Ihrigen gelobten. Die Mönche hielten, als die besten Vermittler all' dieser Bittgesuche, eine reichliche Ernte. Stunde an Stunde verrann, und noch verkündeten die Wächter keine Entscheidung .... Bange Furcht und die Ahnung eines schrecklichen Unglücks lagerte über der Menge, und wenn ein günstiger Windstoß den Donner der Kanone bis zur Stadt trug, erbebten alle Herzen von dem noch ungewohnten Ton, der diesen Kampf fürchterlicher erscheinen ließ, als alle frühern.

Plötzlich stieß der Thurmwächter in's Horn; aber das war kein Schreck- und Hilferuf, wie ein kecker lustiger Siegesschrei klang es durch die Luft, und eine mächtige Stimme rief herunter: „Johann flieht!"

„Johann flieht!" wiederholten tausend Stimmen, und ein unendlicher Jubel erfaßte die Menge. Man umarmte sich weinend vor Freude, man jauchzte und sprang wie berauscht umher. Alle wollten jetzt auf

die Thürme, um dieses Schauspiel zu genießen, aber die Thürme blieben geschlossen. Schon wollten Einige sie mit Gewalt erbrechen, da rief ein junges Mädchen mit gerötheten Wangen und funkelnden Augen: „Schmückt lieber die Stadt und windet Kränze für die Sieger!“ Es war Judith. Im Taumel der Freude achtete man gar nicht darauf, daß dieser Rath von einer Jüdin kam. Tausend Hände waren plötzlich in Bewegung, Blumen wurden aus den Gärten herbeigeschafft, Laub von den in der Vorstadt und auf den Plätzen stehenden Eichen, und wie mit einem Zauberschlage war das Goldberger-Thor und die Straße bis zum Markt in Grün und Blumen gehüllt. —

Da hörte man in der Ferne lustiges Trommeln, Hörner mischten sich darein, und jetzt zogen unter einem nicht enden wollenden Jubel die Sieger, Bitsch an der Spitze, in die Stadt. Bitsch ritt ein erbeutetes Pferd, das nur mit Widerwillen seinen neuen Herrn zu tragen schien.

Aus allen Fenstern blickten schöne Frauen, wehten mit Tüchern und warfen Blumensträuße und Kränze auf die Einziehenden. Bitsch schwenkte zum Dank sein Barett, seine Begleiter thaten desgleichen, und die Menge warf jauchzend zum Gegengruß ihre Kappen und Mützen in die Luft.

„Wo ist das böse Omen?“ frug Bitsch neckend

seinen Schwager. „Als wir auszogen, regnete es Steine, und jetzt Blumen.“

„Nun, warst Du nicht in Gefahr?“ entgegnete Czetteritz.

„Wenn ich auch fiel, das hätte Nichts mehr entschieden; die Schlacht war doch schon gewonnen!“ bemerkte Bitsch.

Der Zug ging zum Rathhaus. Hier wurden die erbeuteten Fahnen und Waffen abgeliefert. — Der Bürgermeister dankte in einfachen, herzlichen Worten seinen Waffengefährten, gedachte mit Wärme der Todten und schloß seine Rede:

„Wir haben gezeigt, daß wir mannhaft streiten können für unser Recht und unsere Freiheit. Der heutige Tag wird nicht vergessen bleiben, und nach Jahrhunderten noch wird man von dieser Schlacht reden und von den schlichten Bürgern, die dem Uebermuth der Fürsten Trotz geboten. Liegnitz für immer!“

Noch einmal wirbelten die Trommeln, bliesen die Pfeifen, dann begann sich das Häuflein zu zerstreuen.

Siegismund Wüsthube war keck und sicher an der Seite seines Vaters mit in die Stadt marschirt, und der alte Mann, der eine leichte Fußwunde davon getragen, stützte sich auf seinen Sohn und wollte jetzt mit ihm den Heimweg antreten, da berührte die Hand des Bürgermeisters den jungen Burschen: „Vergeßt nicht, daß Ihr aus Liegnitz gebannt seid, und verlaßt noch vor Einbruch der Nacht die Stadt.“

Siegismund blickte übermüthig dem Bürgermeister in's Antlitz und entgegnete trotzig: „Ist das Euer Dank?!“ Der alte Wüsthube jedoch sagte vermittelnd: „Ich glaube, er hat heut seinen Fehl' gut gemacht, treibt ihn nicht von Neuem hinaus!“ und die Innungsgenossen des Metzger-Aeltesten stimmten kräftig ein: „Der Bann ist zu Ende, Siegismund darf nicht mehr fort!“

Den Bitten des alten Wüsthube hätte der Bürgermeister nicht widerstehen können; aber den ungestümen Forderungen der Metzger wich ein Charakter wie Bitsch nicht einen Augenblick, und er entgegnete kalt, während sein Antlitz sich höher färbte und sein Auge durchbohrend auf dem widerspenstigen Gesellen haftete: „Es bleibt bei meinem Wort! Ihr habt mit gekämpft, und deshalb hab' ich Euch als Sieger mit einziehen lassen, doch nun wartet, bis der Bann gelöst sein wird.“

Jeder Widerspruch verstummte. Auch der sonst so freche Siegismund konnte der zwingenden Gewalt eines Mannes nicht widerstehen, der Alles nach seinem Willen beugen gelernt hatte.

Der Bürgermeister schritt, höflich grüßend, an der Seite seines Schwagers und Schwiegervaters durch die bestürzte Menge, aus der ihm plötzlich der verzweiflungsvolle Ruf nachscholl: „Fluch Euch!“ Es war Frau Wüsthube, die dem wilden Schmerzens-

schrei ihres Innern Luft machte, und nur eine Mutter hat diesen Muth der Verzweiflung.

Als die Drei in das Haus des Bürgermeisters traten, fiel ihnen die sonderbare Stille auf, die darin herrschte. Walpurg war nicht einmal am Erkerfenster erschienen, um die Heimgekehrten, die sie doch mit einem so tiefen Schmerz hinausziehen sehen, freundlich zu begrüßen. Auch an der Thür stand sie nicht — eine Magd huschte ängstlich über den Flur, als wolle sie den Eintretenden nicht Rede stehen.

Mit beklommenem Athem, das Herz voll trüber Ahnungen, stieg Bitsch die Treppe hinauf. Bei dem Geräusch seiner Tritte öffnete sich oben eine Thür, und Walpurg sank leise schluchzend, sprachlos in die Arme ihres Mannes.

„Walpurg, was ist Dir? Nicht wahr, meine Mutter ist sehr krank? Sie liegt im Sterben?“ stammelte Bitsch erbleichend.

„Ambrosius, willst Du stark sein? — ein Mann?“ frug Walpurg innig und blickte unter Thränen zärtlich zu ihm auf.

„Führe mich zu ihr,“ entgegnete Bitsch tonlos.

Ohne ein Wort zu sprechen, durchwanderten alle Vier die Zimmer, bis sie an die Schlafstube Frau Gertrud's gelangten.

Dort auf ihrem Ruhebett lag Frau Gertrud, bleich und kalt — ein seliges Lächeln spielte um ihre Lippen ...

„Todt! ...“ schrie Bitsch auf und sank an der Leiche seiner Mutter ohnmächtig nieder. —

Neunzehntes Kapitel.

Die Böhmen waren, der Hinzögerung des Kaisers endlich müde, im August 1452 mit einem Heer nach Wien gezogen, um ihren König Ladislaus aus der beinah in Gefangenschaft ausgearteten kaiserlichen Vormundschaft zu befreien. Solch' nachdrücklichen Bitten lieh der Kaiser Friedrich III. stets ein geneigtes Ohr, und kurz vorher, eh' die Liegnitzer für ihren neuen Herrscher Gut und Blut eingesetzt hatten, zog König Ladislaus in Prag ein. Die Siegesnachricht der Liegnitzer war dem jungen Herrscher ein gar freundlicher Gruß, und er eilte, seinen neuen Unterthanen sich als ein gnädiger König zu erweisen.

Die Stadt bekam das Recht, mit rothem Wachs zu siegeln; ein von den Städten gern erstrebtes und durchaus nicht so unbedeutendes Vorrecht. Ferner erhielt die gute Stadt Liegnitz, die sich bisher mit zwei gekreuzten Petri=Schlüsseln begnügen mußte, noch einen Löwen in das Wappen, und die stolzen Liegnitzer sorgten dafür, daß es überall angebracht

wurde, und bis zum heutigen Tage ziert die unteren Gitterfenster des Rathhauses das stolze Wappen, das von dem einstigen Löwenmuth seiner Einwohner erzählt. Noch andere einträgliche Gerechtsame und Schenkungen folgten nach, und vor Allem wurde Bitsch, die Seele dieser ganzen Bewegung, nicht übergangen. König Ladislaus dankte in einem besonderen Schreiben dem wackern Bürgermeister von Liegnitz und erhob ihn in den Adelstand. Wohl glänzte jetzt ein stattliches Wappen an dem Hause des ehemaligen Stadtschreibers, wohl hatte er erreicht, was in jenen Tagen schwerer war, als heut, weil es einen ganzen Mann erforderte; er hatte sich zu Macht und Ansehen aufgeschwungen, denn er regierte mit fast unumschränkter Gewalt das ganze Herzogthum, weil sich der auf dem Schlosse hausende königliche Kriegshauptmann in die inneren Angelegenheiten der Stadt nicht mischen durfte und mochte; aber welch' heller Sonnenschein auch auf seinem äußeren Leben lag, in seine Seele drang davon kein Strahl, dort blieb es Nacht. Der Schlag war zu hart gewesen, hatte sein innerstes Seelenleben getroffen; er konnte den mächtigen, erschütternden Eindruck nicht überwinden, daß ihm nach dem höchsten Freudentaumel des Sieges plötzlich das Todtenbett seiner Mutter entgegengestarrt! —

Frau Gertrud hatte mit der Ausrichtung der Hochzeit ihre Kräfte erschöpft. Die Angst und Un-

ruhe um den geliebten Sohn hatte sie vollends tief erschüttert; dennoch hatte sie sich aufrecht erhalten und am andern Morgen mit dem alten, sorglosen Lächeln auf den Lippen ihren Sohn in den Kampf ziehen lassen — dann freilich, nachdem sie die Hände über das Haupt des Sohnes ausgebreitet, war sie still zusammengebrochen, als sich Ambrosius entfernt.

Walpurg mußte ihr das Fenster öffnen; sie wollte den Donner der Kanone hören, und einen Boten nach dem andern schickte sie hinaus, um zu vernehmen, wie es auf dem Schlachtfeld stehe. Immer schwächer wurden die Athemzüge der Kranken; sie preßte den heiligen Staub ihres verehrten Landsmannes noch einmal an ihre Lippen; schon verschleierten sich ihre Augen, da konnte ihr Walpurg zuflüstern: „Mutter, Ambrosius hat gesiegt!“ —

Die Sterbende schien davon wie neu belebt, ein seliges Lächeln verklärte ihr Antlitz, „auch ich!“ — flüsterte sie leise und war entschlummert . . .

Nicht oft genug konnte Walpurg ihrem Manne das Hinscheiden der Mutter erzählen. Wohl suchte sie ihm seinen schmerzlichen Verlust durch doppelte Zärtlichkeit zu ersetzen, und oft schien es ihr, als wenn sie die finstern Schatten der Schwermuth, die sich seit dem Tode der Mutter um Bitsch's Stirn gelagert, verscheuchen könnte, — aber es gelang ihr doch nicht völlig.

Walpurg zeigte nicht wie Frau Gertrud eine solch'

lebhafte Theilnahme für Bitsch's kühne Pläne; sie erschrak davor, daß dieser rastlose Geist immer weiter strebte, und seine Gedanken das Geschick ganz Schlesien's zu bestimmen suchten. Sie war nun einmal eine heitere, harmlose Natur, die an dem Errungenen vollkommen Genüge hatte und nicht begriff, wie man in diesem Besitz nicht glücklich sein könne. Die junge Frau verstand nicht, den ehrgeizigen Bestrebungen ihres Mannes zu folgen, und deshalb fehlte der innigste Berührungspunkt zwischen den Beiden. Wer nicht mit uns hofft und träumt, wer nicht die Kraft besitzt, selbst über Felsen und Abgründe den kühnen Gedankenflug mit uns zu wagen, der erkältet zuletzt unser Herz. — Walpurg schwelgte mit kindlicher Liebe in dem Glück, das ihr zu Theil geworden; sie sah nicht ohne Eitelkeit auf ihr Wappen und ließ es in manch' schweres silbernes Geschirr, das sie als Brautschatz aus dem väterlichen Hause mitgebracht hatte, eingraben.

Dem alten Peter Rothe dagegen war dieser neue Adel ein Dorn im Auge; er drang mit seinem ganzen Bürgerstolz in Bitsch, die Ehre abzulehnen und ein rechtschaffener Bürger zu bleiben. „Was bist Du jetzt?" eiferte der alte Mann; „der Adel nimmt Dich nicht für voll und lacht hinter Deinem Rücken, der Bürger wird Dir mißtrauen und fortan denken, daß Du es mit Deinen neuen Freunden hältst. Dank für die Ehre!"

Bitsch hatte für diesen Bürgerstolz nur ein Lächeln. Wohl gab er sich den Anschein, als ob er auf seine Adelsernennung nicht den mindesten Werth lege; aber in seinem Innern sah es doch anders aus. Durch seinen frühern Verkehr mit dem Hofe, durch seine Studien in Italien war in ihm die Vorliebe für feine Sitten geweckt worden, wie sie der Adel wenigstens in glätterer äußerer Form stets auszubilden gewußt. Früh von diesen glänzenden Kreisen angezogen, war es sein schönster Traum gewesen, sich einst in ihnen als Gleichgestellter bewegen zu können. Und er hatte sich nicht seinen Adel erkauft, wie schon vor seiner Zeit mancher Krämer und Schneider, die trotzdem längst alte Stammbäume geworden, er hatte sich seinen Adel auf dem Schlachtfeld errungen, durch eine bedeutende Thätigkeit, die über das Schicksal eines ganzen Herzogthums entschieden, und trotz des Widerspruches seines Schwiegervaters hatte er sich ein stolzes Wappen aushauen und über seinem Hause aufhängen lassen, das es bis heutigen Tages schmückt.

Bitsch hatte sich die Erkerstube seiner Mutter zu seinem Arbeitszimmer eingerichtet. Dieser Raum war ihm über Alles theuer und heilig, hier flüsterten ihm aus jedem Schrein Erinnerungen an die geliebte Todte.

Eines Abends, als er mit Walpurg hier saß und sie von Frau Gertrud plauderten, meldete der Diener

eine Frau, die, schwarz gekleidet und verschleiert, den Bürgermeister sprechen wollte, aber ihren Namen zu nennen verweigert habe.

„Laß sie eintreten," sagte Bitsch gleichgiltig. „Soll ich fortgehen?" frug Walpurg. „Warum? es wird eine Wittwe sein, deren Mann bei Waldau gefallen. Diese Frauen können nicht genug bekommen, und wir haben doch den Stadtseckel damit beinah erschöpft. Walpurg blieb und blickte mit neugieriger Theilnahme auf die Thür, in der die Wittwe erscheinen sollte.

Ein seidenes Kleid rauschte, und langsam zögernd trat eine hohe Frauengestalt herein und brachte leise, fast tonlos ihren Gruß.

Der Bürgermeister saß mit dem Rücken gegen die Thür und frug, sich nachlässig umwendend, „was ist Euer Begehr?"

Die Fremde hatte jetzt den Schleier zurückgeschlagen, und Bitsch fuhr wie vom Blitz getroffen auf. „Eva!" rief er in höchstem Erstaunen. Die seltsame Erscheinung brachte ihn völlig außer Fassung.

Walpurg hatte die Frau des Truchseß erkannt; sie ahnte, warum sie komme, und noch eh' sie von Eva bemerkt worden war, schlüpfte sie geräuschlos aus dem nur von einer Lampe spärlich erhellten Zimmer und hinaus auf den Erker.

Auf einen Augenblick nur konnte die Erinnerung an vergangene Tage über Bitsch's Stirn wie ein

Sonnenstrahl ziehen, im nächsten war sie schon wieder umwölkt. Die Augenbrauen finster zusammenziehend, wiederholte er kalt: „Was wollt Ihr, Frau Truchseß?" Eva zuckte bei dieser Anrede zusammen; ein schmerzliches Lächeln glitt über das stolze Antlitz. Den Kopf höher hebend, als müsse sie ihren ganzen Stolz zusammenraffen, um sich nicht demüthigen zu lassen, entgegnete sie in dem gleichen Tone: „Was ich will? Gerechtigkeit für meinen Vater fordern! Ihr habt ihn verurtheilt, fast ohne ihn zu hören. Ihr seid grausam mit ihm verfahren!" „Das Urtheil ist nur zu gerecht," entgegnete Bitsch ruhig, er hat Landesverrath geübt, und nur daß er einst Bürgermeister unserer Stadt war, hat er's zu verdanken, nicht am andern Morgen dem Metzger Wolf Gesellschaft leisten zu müssen."

Eva fuhr wie von einer Schlange getroffen zurück und streckte wie abwehrend die Hand aus. „Ambrosius, das wagt Ihr mir zu sagen?!" rief sie, und Thränen des Zornes oder des Schmerzes blitzten in ihren Augen.

„Seinem grauen Haar ziemte es nicht, solch' heimtückische Pläne zu schmieden und mich an dem wichtigsten Tage meines Lebens — meinem Hochzeitsfest, zu überfallen! Er hat mit Recht den Tod verdient!" — Walpurg hätte aufjauchzen mögen, als Bitsch von ihrer Hochzeit mit solcher Wichtigkeit und Befriedigung sprach; sie ahnte nicht, daß er damit

nur Eva kränken und ihr zeigen wollte, daß seine jetzige Wahl ihn völlig glücklich mache.

„Mein Vater hat nur für sein angestammtes Fürstenhaus sich aufgeopfert,“ entgegnete Eva, „und bedenkt, wie leicht die Würfel anders fallen konnten, und wenn man Euch für Eure Untreue mit dem Tode hätte bestrafen wollen!“

„Ihr habt Recht, Frau Truchseß,“ entgegnete Bitsch, „der Erfolg nur entscheidet, ob eine That in den Himmel erhoben oder als Verbrechen gezüchtigt wird. Ich weiß, daß ich von Eurer Partei keine Gnade zu erwarten hätte, und ich will sie auch nicht üben. Nur die eiserne Hand fürchtet man, nicht die von Wachs!“ und Bitsch's jetzt ohnehin starren Züge zeigten die ganze Unbeugsamkeit seines Charakters.

Die junge Wittwe blickte einen Augenblick befremdet in das düstere, streng und finster gewordene Antlitz, und sie mußte unwillkürlich an das Glück denken, von dem er so oft geträumt — „war er nun glücklich?“ — Fast hätte sie Mitleid haben mögen mit dem armen Manne; aber sie erinnerte sich an seine Härte und erwiederte scharf und bitter: „Ihr fürchtet Euch! Ist Euch wirklich mein armer Vater so gefährlich, daß Ihr nicht Ruhe habt, bis —“ Ihre Stimme zitterte, sie konnte nicht vollenden.

„Ich fürchte Nichts, am wenigsten den alten, schwachen Mann,“ entgegnete Bitsch beinahe verächtlich, „aber es soll den Andern eine Warnung sein, daß

ich zerbreche, was sich mir in den Weg stellt, und nun laßt das Reden, mein Entschluß ist unerschütterlich!"

Frau Zedlitz verlor die mühsam errungene Fassung — der Zorn überwältigte sie, und wie ein wilder Strom brauste es von ihren Lippen: „Ihr seid ein Dämon, Bitsch! Ihr habt nie ein Herz gehabt und habt meinen Vater seit Jahren verfolgt und gehetzt. Ihr allein brachtet ihn um Ehre und Amt, durch Euch fand mein Mann seinen Tod, und wie ich Euch einst geliebt, so haff' ich Euch, glühend und ewig! Wagt es nur, meinen armen Vater auf's Schaffot zu schleppen, dann will ich durch ganz Schlesien ziehen und mit meinem Schmerz und Jammer Alle aufrufen, Euch von Eurer Höhe zu stürzen und zu strafen!"

Bitsch lächelte. — „Wollt Ihr eine schlesische Jungfrau von Orleans werden? Ich kannte längst Euer stolzes Herz, das gern hoch hinauflangte, ich seh' Euch schon die Fahne schwingen und Herzogin Hedwig in ihren Besitz zurückführen; doch beeilt Euch, eh' unsere zweite Mauer fertig ist," und Bitsch verbeugte sich zum Zeichen der Entlassung vor der stolzen Wittwe.

Eva traf dieser Spott beinahe vernichtend, und wohl fühlend, daß sie durch zornige Worte Alles verschlimmere, begann sie jetzt einlenkend: „Nein, laßt mich nicht so von Euch gehen, übt Barmherzigkeit an mir und gebt mir meinen Vater heraus! Wenn

Ihr mich je geliebt," fuhr Eva mit bewegter Stimme fort, „wenn Euch die Vergangenheit noch heilig ist, dann rettet meinen Vater und sendet ihn nicht in den Tod!"

„Es ist zu spät!" entgegnete Bitsch, zwar leise, aber dennoch entschieden.

Da sank in höchster Verzweiflung Eva dem Bürgermeister zu Füßen, und die Hände ringend, rief sie jammernd: „Ihr habt ja auch verloren, was Euch das Theuerste war, Ihr müßt meinen namenlosen Schmerz verstehen. Bei dem Andenken Eurer Mutter — rettet meinen Vater — schickt ihn nicht in den Tod!"

Bitsch hatte den Kopf in die Hand gelegt, blickte sinnend auf die schöne, junge Frau, die jetzt vor ihm kniete und flehend die Hände zu ihm emporstreckte. Bilder der Vergangenheit tauchten vor ihm auf, die Erinnerung an jenen Abend, an dem er an ihrer Seite saß und in eine große, schöne Zukunft hinausträumte. Sie hatte ihn aufgegeben eines Höhergestellten halber, und jetzt kniete sie vor ihm im Staube. Er dachte an das Traumbild jener Nacht — nun kniete wirklich Eva vor ihm — er mußte an den Wechsel des Glücks an die Vergänglichkeit alles Irdischen denken, und sein fester Sinn war gebrochen . . .

„Euer Vater ist frei!" sagte er langsam und strich mit der Hand über die Stirn, als wolle er aufsteigende trübe Gedanken verscheuchen.

Eva richtete sich auf; kein Wort des Dankes kam über ihre bleichen Lippen, ein Zittern der Freude durchrieselte ihren ganzen Körper, und die Hand auf's Herz pressend, sich demuthsvoll vor Bitsch verneigend, verließ sie das Zimmer.

Bitsch starrte Eva lange nach, versank in ein dumpfes Hinbrüten und erwachte erst daraus, als sich eine Frauengestalt zärtlich an ihn schmiegte und ihm freundlich zuflüsterte: „Wie bist Du gut, wie dank' ich Dir!"

„Du bist's, Walpurg," rief Bitsch beinah erschrocken. „Juble nicht, es war ein Fehler, den ich zu büßen haben werde," und noch finsterer als gewöhnlich verließ er das Zimmer.

Ambrosius Bitsch hielt sein Wort. In Verlauf von vierzehn Tagen war Popplau frei — völlig frei und straflos. Diese ungewohnte Milde des sonst so strengen Bürgermeisters erregte kein geringes Aufsehen in der Stadt; man konnte sie kaum begreifen, und die Meisten fanden darin eine unerklärliche Schwäche, die gefährlich sei.

König Ladislaus hatte Bitsch in Betreff des Gefangenen völlig freie Hand gelassen und ebenso bereitwillig das Todesurtheil unterschrieben, wie jetzt in dessen Begnadigung gewilligt, und das letztere hatte seinem jungen edlen Herzen doch noch wohler gethan. Die Rathsherren, mit Ausnahme Peter Rothe's, hatten ebenfalls gegen die Freilassung Popp=

lau's, die jetzt Bitsch so warm befürwortet, Nichts einzuwenden. Die beiden neugewählten Rathsherren waren nur durch Bitsch's kräftige Unterstützung gewählt worden und noch zu jung im Amte, um nicht ihrem Freunde willfährig zu sein, und der alte Kochenschreiber murmelte freudig aus jetzt zahnlosem Munde sein „ja, ja.“

Die Wahl der beiden Rathsherren war nur nach hartem Kampf erfolgt. Beide waren vom Adel, und die stets auf ihre Rechte eifersüchtige Bürgerschaft witterte darin eine Gefahr.

Man machte überhaupt Bitsch den Vorwurf, daß er seit seiner Adelserhebung den Adel begünstige und deshalb auch die Wahl der beiden Rathsherren durchgesetzt habe. Wohl wagte man nicht öffentlich mit dieser Anschuldigung vorzutreten; aber im Geheimen wuchs der Unwillen und erhielt durch die nächsten Schritte Bitsch's neue Nahrung. Bitsch verkehrte nicht nur viel mit dem Adel, er bevorzugte ihn auch augenscheinlich. So hob er das Verbot auf, daß der Stadtadel sich nicht am Ringe ansäßig machen und Häuser bauen dürfe; hörte auf die Klagen des Landadels, der sich über Zollbedrückung beschwerte, und schützte seine neuen Freunde, so weit es in seiner Macht stand. Das feste Band, das den Bürgermeister von Liegnitz jetzt an den Adel knüpfte, war wie von selbst entstanden. Seit der Hinrichtung Wolf's, der neuen Ausweisung des jungen Wüsthube grollte ihm

die Zunft der Metzger, die noch andere Zünfte auf ihre Seite zogen. Bitsch fühlte sich unwillkürlich abgestoßen von einer Bürgerschaft, die kein Verständniß für seine Pläne hatte und allen, selbst den besten Einrichtungen nur widerwillig sich fügte. Der Stadtadel aber hatte von dem Augenblick an, wo Bitsch in den Adelstand erhoben worden, sich an ihn herangedrängt, und dem ehrgeizigen Mann schmeichelte es doch, so rasch als Ebenbürtiger betrachtet zu werden. Kein Wunder, wenn sich Bitsch's sonst so starke, von echtem Bürgerstolz erfüllte Seele seinen neuen Freunden zuwandte. Um so bitterer wurde dies von der Bürgerschaft empfunden; sie zog sich grollend von dem geadelten Bürgermeister zurück, und unter diesen Grollenden nahm sein Schwiegervater den ersten Rang ein. Er kam nicht mehr, zum größten Leidwesen Walpurg's, in Bitsch's Haus. Wie auch die Tochter bat und eine Versöhnung der einst so treu Verbündeten herbeiführen wollte, der alte Rothe blieb unerbittlich. „Ich kann Euer Wappen nicht sehen," meinte der Weinherr, und Walpurg, die mit großer Liebe an dem Vater hing, mußte ihn aufsuchen und Klagen anhören über den Stolz ihres Mannes.

„Wenn Du nicht ein Kind wärest, würdest Du ihn zur Ordnung und auf den rechten Weg bringen," behauptete Peter Rothe, und Walpurg fühlte dann schmerzlich, wie wenig sie über ihren Gatten ver-

mochte, und wie kalt und ehern der stolze Mann seinen eigenen Weg ging.

Die arme junge Frau war nicht glücklich. Wie schön, wie herrlich hatte sie sich das Leben an der Seite des geliebten Mannes geträumt, und wie wenig war davon in Erfüllung gegangen! — Weich und schmiegsam, von äußeren Eindrücken leicht bestimmbar, bedurfte sie der Liebe, des Sonnenscheins, um sich völlig zu entfalten; aber sich selbst diesen Sonnenschein hervorzuzaubern, fehlte ihr die Kraft.

Noch eine andere Sorge quälte Walpurg. Seit dem Tode Frau Gertrud's kam der Dominikaner häufiger in Bitsch's Haus. Wohl behandelte ihn Bitsch mit offenbarer Verachtung; aber der Italiener ließ sich davon nicht abhalten; er nahm den Hohn und Spott des Bürgermeisters demüthig hin und gewann dadurch das Mitleid Walpurg's.

Der Dominikaner wußte bald großen Einfluß auf die junge Frau zu gewinnen, und seine Mittheilung, daß Bitsch heimlicher Hussit sei, erschreckte sie im tiefsten Innern. Durch die Erzählung der vielen Grausamkeiten, welche sich die Hussiten in Schlesien hatten zu Schulden kommen lassen, war der jungen Frau der Name Hussit mit Mörder und Räuber stets gleichbedeutend gewesen, und nun sollte der Mann, den sie so innig liebte, ein Hussit sein! Wie oft blickte sie, wenn sie an seiner Seite saß, forschend in sein Antlitz. Waren diese schönen, edlen Züge die eines

Mörders? — Dann schwebte ihr stets die Frage auf den Lippen: „Nicht wahr, Ambrosius, Du bist kein Hussit?“ Gern lenkte dann Walpurg das Gespräch auf Podiebrad und hörte mit Erstaunen, daß Bitsch ihn als einen seltenen und großen Mann rühmte.

„Aber er ist ja ein Hussit?!“ sagte Walpurg eines Tages, als wieder das Gespräch auf Podiebrad kam.

Bitsch blickte seltsam überrascht auf seine Frau, in deren Zügen sich die ganze, lange gehegte Hussitenfurcht ausprägte. „Glaubst Du, daß Podiebrad deshalb weniger gut, weil er ein Hussit ist?“ frug er lachend.

„Wie kann er ein guter Mensch sein!“ entgegnete Walpurg eifrig, „die Hussiten haben ja bei uns gebrannt und gemordet.“

Ambrosius wurde ernst. „Siehst Du, Walpurg, das ist der Krieg. Die Schlesier haben Gleiches mit Gleichem vergolten und in Böhmen so schrecklich gehaust, wie die Hussiten bei uns.“

„Das ist nicht möglich,“ meinte die junge Frau, „die Schlesier sind freundlich und gutmüthig, sie haben gewiß nicht ihre Feinde in Oel gesotten!“

„Sie waren auch nicht so schwer gereizt wie die armen Böhmen,“ entgegnete Bitsch lebhaft. „Das kommt davon, wenn die Könige ihr Wort brechen, dann geht ein wilder Schrei der Entrüstung durch das ganze Land, und das Blut siedet heißer im Her-

zen!" Bitsch's dunkle Augen flammten; seine Wangen rötheten sich, und mit der ganzen stürmischen Beredtsamkeit, die ihm eigen war, fuhr er fort: „Sie haben den Huß verbrennen können, aber nicht seine Lehre. An Huß' Scheiterhaufen haben sich Fackeln entzündet, die nicht mehr verglimmen werden. Die Kirche ist krank an Leib und Gliedern, sie braucht einen Arzt, der sie von Grund aus heilt. Ob das Abendmahl in einer oder zweierlei Gestalt ausgetheilt werden soll, das ist ein Streit, den die Pfaffen unter sich ausmachen können; aber daß uns die Mönche den letzten Heller aus der Tasche locken, uns arm machen, um müssig gehen zu können, das muß aufhören."

„So bist Du kein Hussit?" rief Walpurg freudig überrascht.

„Wer sagt das?" frug Bitsch finster. „Ach, ich weiß, der Dominikaner; will er Dir auch das Herz schwer machen und Dir Deinen Frieden rauben, wie meiner armen Mutter? Meine Schwester trieb er in's Kloster, meine Mutter hat er jahrelang gehetzt und gequält. Ich schone zu sehr meine Feinde, weil ich sie verachte; aber jetzt will ich nicht eher rasten, als bis ich ihn aus unserer Stadt getrieben habe!" „Zürne ihm nicht, Ambrosius," bat Walpurg, „er ist so besorgt um Dein Seelenheil und will nur Dein Bestes!"

„Armes Kind!" entgegnete Bitsch mit einem bittern Lächeln, „wie arg täuscht Dich Dein gutes Herz.

Der Italiener wollte Liegnitz an das Breslauer Domkapitel bringen: ich habe seine Pläne durchkreuzt, das kann er mir nicht verzeihen. Mich selbst wagt er nicht anzugreifen, und so will er mir wenigstens in meinem Hause keinen Frieden gönnen. Doch nun ist's genug, von heut an kommt er nicht mehr über meine Schwelle."

„Thu' das nicht," rief Walpurg ängstlich, „er soll beim Papst viel gelten, und wenn Du ihn reizest, kommst Du und unsere gute Stadt noch in den Kirchenbann."

„Die Städte können den Kirchenbann besser vertragen wie die Fürsten," entgegnete Bitsch ruhig. „Frankfurt an der Oder hat im Kirchenbann gelegen über elf Jahre, und die Bürger haben sich ganz wohl dabei befunden. Die Pfaffen haben durch ihr schamloses Treiben dafür gesorgt, daß die Kirche um ihre Achtung gekommen ist, und solch' ein Zorneswort aus Rom macht unsere Stadtthürme noch nicht zittern!"

Walpurg schwieg eingeschüchtert, und Bitsch fuhr in größerer Erregung als gewöhnlich fort: „Sieh', Walpurg, wer wie ich unablässig ein großes Ziel verfolgt, der muß schonungslos aus dem Wege räumen, was sich ihm entgegenstellt!"

„Und könntest Du jetzt nicht zufrieden und glücklich sein? hast Du nicht Alles erreicht, was Du gewollt?" warf Walpurg bedenklich ein.

„Nein, Walpurg!" entgegnete Bitsch, „ganz Schle-

sien muß endlich frei werden von den Piasten, dann erst werden wir zu Macht und Ansehen kommen. Schlesien ist eines der schönsten und reichsten Länder des deutschen Reichs; aber so lange fast in dem winzigsten Städtlein ein Herzog herrscht, so lange sind wir nur ein Spielball unserer mächtigen Nachbarn. Wenn Schlesien nur einen Herrscher hat, dann vermag es gegen jeden Feind sich zur Wehr zu setzen."

Walpurg wollte Etwas entgegnen, aber Bitsch fuhr lebhaft fort: „Wir hätten nicht einmal nöthig gehabt, dem böhmischen Könige zu huldigen, wenn Breslau zu uns gehalten hätte und auf mein vorgeschlagenes Bündniß eingegangen wäre."

„Und wenn schon das mächtige Breslau sich vor solchen Plänen fürchtet, dann siehst Du wohl, daß sie nicht auszuführen sind," entgegnete Walpurg.

„Wir haben damals noch nicht gezeigt, daß wir ein großes herzogliches Heer nicht fürchten," war Bitsch's Antwort. „Jetzt ist es anders; in ganz Schlesien hat unser Sieg den höchsten Jubel erweckt; man fürchtet nun nicht mehr die stattlichen Ritter und weiß, daß sie sich von schlichten Bürgern in die Flucht schlagen lassen, und bereits spinne ich ein anderes Netz, das mir diese Piasten nicht mehr zerreißen sollen, und einen von ihnen will ich klug benutzen, um sie Alle zu vernichten; ich will —"

Bitsch gewahrte jetzt die gleichgiltige Miene Walpurg's, die seinen kühnen Träumen nicht länger Beach-

tung schenkte, und verstimmt darüber, brach er plötzlich ab, griff nach seinem Mantel und stürmte hinaus.

Es giebt für eine junge Frau keine schmerzlichere Entdeckung, als wenn sie fühlt, daß sie ihrem Manne nicht genügt, daß seine Welt- und Lebensanschauung weit über ihren beschränkten Gedankenkreis hinausgeht, und es ihr unmöglich ist, sich bis zu seinem Standpunkt hinaufzuschwingen. Auch Walpurg hatte dies wenn auch nur dunkle Gefühl; sie seufzte, und ein Thränenstrom machte ihrem Herzen Luft.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Niederlage Johann's hatte in der That in ganz Schlesien das größte Aufsehen gemacht; am tiefsten wurde sie natürlich auf dem Schlosse zu Lüben empfunden. Dort ging es seitdem sehr still und traurig zu. Herzog Johann besonders hatte sich die verlorene Schlacht mehr zu Herzen genommen, als man von dem ruhigen, gelassenen Mann erwarten konnte. Er gab jetzt die Hoffnung auf, je Liegnitz wieder zu gewinnen, und schlich noch bleicher und schwermüthiger als früher umher. Nur Hedwig schien ungebeugt, und je mehr alle Andern ihre Sache für eine verlorene hielten, je hartnäckiger suchte sie nach neuen Mitteln und Wegen, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Auch Jagula hatte ihre Heiterkeit und ihren Leichtsinn eingebüßt, doch nicht weil Johann eine Schlacht verloren — denn was kümmerte sie noch das Liegnitzer Herzogthum — aber sie konnte den Gedanken nicht ertragen, daß Bitsch nun doch die kleine Walpurg als ehelich Gemahl heimgeführt

hatte. Wenn sie auf ihn hatte verzichten müssen, dann sollte ihn auch keine Andere besitzen. Ein bitterer Groll gegen diese Frau, gegen Bitsch, ja gegen alle Welt nistete in ihrem Herzen. Selbst die Späße des Narren vermochten sie nicht mehr zu erheitern, der seit dem Tode des Truchseß nur noch an Jagula sich näher anschloß und auch heute in ihrem Zimmer saß.

„Du siehst mich an, wie die Kuh den Knochenhauer," sagte der lustige Rath, „hast Du Deinen Mann heut noch nicht quälen können, daß Du so grämlich bist?"

Jagula mußte doch das Gesicht zu einem Lächeln verziehen. „Du irrst Dich, Nicolaus fühlt sich glücklich, wenn ich ihn ein wenig in Athem halte," war ihre Antwort.

„Du hast ihn wie einen Hund abgerichtet, daß er auf Deinen Pfiff hören muß, wie früher Niemowa," bemerkte der lustige Rath.

„Denk' mir nicht an dies tückische Geschöpf," entgegnete Jagula finster.

„Ich bewundere nur ihre Klugheit, mit der sie selbst Dich täuschen konnte," meinte der Narr.

„Willst Du mich verhöhnen?" frug Jagula zornig, sprang auf und stellte sich dem Narren drohend gegenüber.

„All' zu jäher Mann soll trägen Esel reiten,"

entgegnete der Narr ruhig, „aber Du, Jagula, mußt noch ein Lammsfell als Sattel haben.“

„Du weißt, daß ich von Niemowa Nichts mehr hören will,“ erwiederte Jagula ruhiger. „Das Geschöpf hat meine Geheimnisse der alten von der Heide verrathen, und ich hätte nur gewünscht, es damals in den Staub treten zu können.“

„Ich versteh' schon,“ sagte der Narr mit klugem Lächeln, „und weil die alte von der Heide mehr von Dir wußte, als Dir eigentlich lieb war, deshalb hast Du dann den jungen grünen Burschen zu Deinem ehelichen Gemahl erkoren.“

„Um ihn glücklich zu machen,“ entgegnete Jagula mit beinahe grausamem Lächeln.

Da trat schon der Gegenstand ihres Gespräches herein — der junge herzogliche Rath. — Er schien bereits seinen Durst mehr als nöthig gestillt zu haben und schwankte etwas unsicher in heiterster Weinlaune in das Zimmer. Noch bei seinem Eintritt brummte er vor sich hin: „Zwischen Berg und tiefem Thal, da liegt eine freie Straße —“ verstummte aber plötzlich, als ihm Jagula einen finsteren Blick zuwarf. Nicolaus strich mit der Hand über die Stirn, als könne er die über ihr lagernden Nebel des Weinrausches verscheuchen, und indem er seiner Gattin einen freundlichen Gruß bot, wollte er sich einen Sessel herbeirücken und in Jagula's Nähe Platz nehmen.

„Lass' das, Du sitzest dort gut," sagte Jagula höhnisch, und Nicolaus gab augenblicklich seinen Versuch auf, den Sessel weiter zu schieben.

„Habt Ihr wieder mit Hedwig Berathung gepflogen, wie Ihr dennoch Liegnitz wieder bekommen wollt?" frug der Narr spottend.

„Nein, denn Du fehltest, da konnten wir Nichts ausrichten!" entgegnete von der Heide, der nun einmal nicht gern eine Antwort schuldig blieb.

„Ich glaubte nicht, daß Euch ein Narr fehlen könnte, da Ihr da waret," gab der Narr zur Antwort.

Das war doch dem gutmüthigen Nicolaus zu unverschämt, und er sprang zornig auf und erhob die Hand zum Schlage; aber Jagula sagte scharf und betonend: „Lass' mir meinen lustigen Rath in Frieden!" und ihr Blick ruhte dabei mit solch' zwingender Gewalt auf ihrem Manne, daß dieser den Arm sinken ließ und augenblicklich, wenn auch etwas brummend, auf seinen Sessel zurückkehrte.

„Du bist mein einziger Freund, Jagula, und ich will's auf Dein Kerbholz bringen, daß Du mich so schützest," sagte der lustige Rath beinahe ernst, „aber Dein Gemahl ist nur ärgerlich auf mich, daß er heut seinen Wein hat allein trinken müssen."

„Glaub's ihm nicht, Jagula," sagte Nicolaus lachend, bei dessen leichtem Blute keine heftige Aufwallung von Dauer war, „ich lieb' ihn gar nicht als

Zechkumpan, er schwatzt zu viel, und davon werde ich zu leicht trunken."

„Ich möcht' meinen seligen Freund, den Truchseß, aus der Erde herausscharren," seufzte der Narr, „der hielt mit mir wacker Stand, und wir haben uns an manchem Morgen vom letzten Rausch wieder nüchtern getrunken. Und gerade der wackerste Mann, den nie der Wein zu Falle bringen konnte, mußte schmählich in der Schlacht umkommen. Ihr zogt mir Alle zu lustig hinaus, da prophezeit' ich Euch wohl, daß gar Viele von Euch den Heimweg nicht mehr finden würden."

„Du warst schon immer als Narr zu klug," bemerkte Jagula.

„Nein, sag' lieber, Du bist der Klügste unter uns Narren," entgegnete der lustige Rath. „Seid Ihr nicht Alle Narren und hascht nach dem, was Ihr nie bekommt? Hedwig nach dem Liegnitzer Herzogthum — Johann nach alten verräucherten Pergamenten — Bitsch drüben in Liegnitz nach Ruhm und Ehre — Dein Mann, nun der hascht nach Dir, in den Augenblicken, wo er sein altes Liebchen ganz vergessen hat, und Du, Jagula — streckst nach Nichts mehr die Hand aus und wärest beinahe so weise wie ich — wenn Du den einzigen und letzten Trost in einer vollen Flasche suchen wolltest."

Jagula blickte bei den Worten des Narren Nicolaus prüfend an. Obwohl sie ihren Gemahl tief ver-

achtete, kränkte doch der Gedanke ihren Stolz, daß sein Herz noch immer nicht ganz ihr gehören solle, und zärtlicher als gewöhnlich frug sie: „Nicolaus, hat der Narr Recht?"

Die Augen des jungen von der Heide glänzten. „Glaube ihm Nichts," sagte er eifrig, „siehst Du nicht, wie ich nach einem freundlichen Blicke von Dir noch immer schmachte und mich in jeden Deiner Wünsche füge, wie's der zärtlichste Ritter nicht leicht vermag?"

Ein Lächeln spielte um Jagula's Lippen — sie hatte es verstanden, mit aller List einer klugen, berechnenden Frau ihren Gemahl an sich zu fesseln, und jetzt war er in ihrer Gewalt, und ihr stolzes Herz wollte wenigstens die eine Befriedigung haben, daß ihr Gatte ein willenloses Werkzeug in ihren Händen blieb. Eben wollte nun doch der junge von der Heide seinen Sessel an Jagula näher rücken, da ihn nicht mehr ein zürnender Blick seiner Frau zurückhielt — als ein Diener mit der Meldung hereintrat, daß Herzogin Hedwig ihn zu sprechen wünsche.

Der junge Rath machte ein verdrießliches Gesicht — jetzt, wo Jagula einmal ein Lächeln für ihn hatte, würde er gern mit ihr weiter geplaudert haben, und nur zögernd erhob er sich von seinem Sessel. —

„Ihr habt Recht, daß Ihr langsam geht," bemerkte der Narr, „heißt doch ein Sprichwort: Sei eine Schnecke im Rathen, ein Vogel in Thaten."

Nicolaus trat jetzt zu seiner Gattin, drückte in schwärmerischer Verehrung einen Kuß auf ihre weiße, weiche Hand und verließ mit einem letzten zärtlichen Blick auf Jagula das Zimmer. Das Gespräch und die durchdringenden Blicke Jagula's hatten ihn merklich nüchtern gemacht, und er fühlte sich fähig, jetzt seiner Herrin die klügsten und durchdachtesten Rathschläge zu ertheilen.

Herzogin Hedwig saß mit ihrem Gemahl allein in seinem Schreibzimmer. Seitdem der unglückliche Mann diese schmähliche Niederlage erlitten hatte, nahm er mehr als je seine Zuflucht zu den alten Pergamenten und Schriften. Seine Gemahlin hetzte ihn fortwährend mit neuen kühnen Entwürfen ab und suchte ihn alle Augenblicke aus seiner mühsam wiedererrungenen Ruhe aufzustören. Auch heut hatte sie ihn wieder selbst in seinem Heiligthum überfallen und ihm mit ihren stürmischen Klagen das Herz schwer gemacht. Es war kaum ein Jahr seit seiner unglücklichen Fehde verflossen, und wie gealtert war der arme Mann! Nicht nur seine Haltung war gebückter, auch sein Haar war völlig grau geworden, und die Augen ruhten matt und eingefallen in ihren Höhlen. Weil Herzog Johann nie in laute, wilde Klagen über sein Unglück ausgebrochen war, glaubte Hedwig, er habe sich auch dasselbe nicht zu Herzen genommen und lebe gleichmüthig und stumpfsinnig weiter. Und doch nagte an diesem stillen Herzen die Schmach jener

Niederlage wie eine schleichende Krankheit, und ein aufmerksamer Beobachter würde gefunden haben, wie sich der unglückliche Mann langsam und schweigend verblutete.

Hedwig empfing den jungen von der Heide mit gewohnter Lebhaftigkeit. „Alles ist entdeckt! Ihr müßt nach Prag!" stürmte sie auf ihn ein.

Der junge Rath war wohl an die Heftigkeit seiner Herrin gewöhnt, dennoch brachten ihn diese Worte diesmal außer Fassung. „Wohin? Nach Prag"? stammelte er.

„Ja wohl, wir müssen Podiebrad zu gewinnen suchen, der Gubernator von Böhmen gilt ja doch Alles und mehr als Ladislaus. Ihr dürft kein Mittel unversucht lassen, ihn auf unsere Seite zu ziehen, Alles setz' ich daran. — Ihr müßt ihm sagen, daß Bitsch nur mit der Krone Böhmen ein falsches Spiel treibt und ganz Schlesien in Aufruhr bringen will!"

„Ganz Schlesien!" wiederholte der junge von der Heide erstaunt. „Das ist ja gar nicht möglich! Ist denn Bitsch ganz toll geworden?"

„Ihr glaubt mir nicht," fuhr Hedwig eifrig fort, „aber bereits ist sein Plan verrathen, und nun soll er sich in seinem eigenen Netz fangen. Ich hab' jetzt sichere Kunde, daß er damit umgeht, aus ganz Schlesien die Piasten zu vertreiben.

„Was sagt Ihr, erlauchte Herrin?" rief Nicolaus

ganz verwirrt, dessen Gedanken solch' weite Pläne kaum zu fassen vermochten.

„Ich hatte wohl geahnt, daß der Ehrgeiz des Stadtschreibers von Liegnitz nun noch weiter greifen würde, nachdem er uns gedemüthigt hat," fuhr Hedwig fort. „Schon seine vielen Reisen waren mir verdächtig. — Zum Glück hab' ich noch gute Freunde und jetzt erfahren, daß er den Oelser Herzog für sich gewonnen und, mit ihm verbündet, die übrigen Piasten vertreiben und dann Schlesien von der Krone Böhmen losreißen will."

Nicolaus von der Heide entgegnete lachend: „Konrad der Weiße ist ja selbst nur ein kleiner Herzog, was kann der viel helfen."

„Deshalb kann ihn eben der kluge Stadtschreiber brauchen," erklärte Hedwig, „mir hat Konrad's Kämmerling Alles heimlich berichtet. — Der Oelser Herzog ist ehrgeizig, und Bitsch schwatzt ihm vor, ihn zum Herzog von Schlesien zu machen."

Herzog Johann hatte bis dahin kein Wort gesprochen; er saß mit vorn übergebeugtem Haupte in seinem Lehnstuhle und blätterte gedankenlos in alten Heften herum; jetzt wendete er etwas den Kopf und sagte mit leiser, angegriffener Stimme, die auf eine kranke Brust schließen ließ: „Das ist kein übler Gedanke."

„Kein übler Gedanke!" wiederholte Hedwig höhnisch, „der Dich auch noch aus Lüben hinaustrieb."

„Was wäre Schlesien für ein mächtiges Land, wenn es nur einen Herrn hätte!" fuhr Johann ruhig fort.

Eine Zornesröthe stieg in das Antlitz der Herzogin, und ohne ihren Gemahl einer Antwort zu würdigen, wandte sie sich an ihren jungen Rath und sagte verächtlich: „Er wär' im Stande, sein letztes Herzogthum hinzuwerfen, damit Schlesien unter einen Hut käme."

Johann fühlte wohl die Kränkung; aber er hatte schon Bittereres durchgekostet, schwieg deshalb und begann wieder an einem Briefe weiter zu schreiben, an dem er schon mit großem Fleiß den ganzen Morgen über gearbeitet hatte.

„Ihr müßt deshalb noch heut abreisen," fuhr Hedwig fort, „und ich vertraue Eurer Klugheit, daß Ihr Podiebrad für uns gewinnen werdet — wenigstens darf er uns nicht entgegentreten, wenn wir Liegnitz wieder haben. Ich werde Euch die Pergamente mitgeben; auch die Briefe von Konrad's Kämmerling — damit könnt Ihr Podiebrad beweisen, wie gefährlich das Treiben des Liegnitzer Stadtschreibers für die Böhmen ist," und leiser setzte die Herzogin hinzu: „Ich bitte Euch, setzt Alles daran, Podiebrad auf unsere Seite zu ziehen, und im äußersten Falle werbt für den kleinen Friedrich um Podiebrad's Töchterlein!"

„Aber Podiebrad ist ja Hussit!“ rief Nicolaus erschrocken.

„Thut, was ich Euch befehle, und fragt nicht weiter!“ sagte Hedwig herb und streng. „Und nun säumet nicht, in einer Stunde müßt Ihr reisen!“

Der junge Rath wagte keine weiteren Einwürfe, empfahl sich bestürzt und schickte sich nun mit einem Eifer zur Reise an, wie er noch nie Etwas so lebendig ergriffen hatte. Diese Frau verstand es, den Schläfrigsten munter zu rütteln, nur über ihren Gemahl hatte sie nie Etwas vermocht. Seine stille Gutmüthigkeit war eine zu weiche, dichte Hülle, die zwar ihre scharfen Pfeile des Spottes durchdringen, ihn aber nie zu hastiger That aufstacheln konnten.

Nachdem sich der junge von der Heide entfernt hatte, legte jetzt auch Johann das Schreibrohr aus der Hand. Sein Brief war fertig, und er blickte mit einer gewissen Befriedigung auf die saubere und zierliche Arbeit. „Ich habe jetzt noch einmal den Liegnitzern geschrieben; soll ich Dir den Brief vorlesen?“ frug Johann etwas schüchtern. Hedwig nickte nur mit dem Kopfe.

Johann ergriff das Schreiben, und nachdem er mehrmals trocken und hohl gehustet, begann er leise und langsam zu lesen:

„An unsere besonderen Getreuen, allen Aeltesten, Geschworenen, Handwerksmeistern, allen Zechen,

der Gemeine Arm und Reich zu Liegnitz unseren Gruß."

Hedwig lachte laut auf. „Du grüßest noch die Elenden — die mich schmählich aus dem Schloß getrieben, Dein schönes Heer geschlagen und uns zum Gespött von ganz Schlesien gemacht! Du bist wirklich ein Mann der Schrift und reichst noch die andere Backe hin, wenn man Dir die eine Wange gestrichen."

Herzog Johann ließ sich von diesem Vorwurf nicht irre machen; er hatte die Pause benutzt, um mühsam Athem zu schöpfen, und las weiter:

„Es ist kläglich zu hören, daß die Liegnitzer ihre Treue und Ehre übel besonnen und eidbrüchig geworden, und betrübt sehr mein Herze, deshalb bitte ich inständigst Euch —"

Weiter kam Johann in seinem Lesen nicht. — Herzogin Hedwig unterbrach ihn hastig: „Nein, das ist zu arg, willst Du denn ganz zum Gespött der Liegnitzer werden? Wenn Du Dich erst auf's Bitten legst — dann werden die stolzen Bürger immer trotziger — nur die Gewalt kann ihre harten Köpfe beugen!"

„Was haben wir damit erreicht?" frug Johann tonlos — „mein stolzes Heer wurd' geschlagen, und viel hundert wackere Männer büßten unser verwegen Unternehmen mit dem Tode. Ich bin nun einmal

kein Kriegsheld, und mir gelingt Nichts!" setzte Johann seufzend hinzu.

„Weil Du so lange geschwankt und gezögert, bis der günstige Augenblick vorbei war," entgegnete Hedwig finster. „Warum überfielst Du nicht die Liegnitzer bei ihrem Schützenfest? Dann waren sie verloren und wir wieder Herren von Liegnitz."

Wie oft hatte Johann schon diesen Vorwurf hören müssen, und immer hatte er ihr darauf erwiedert: „Hatte ich damals schon ein Heer? Und würden die fremden Schützen nicht den Liegnitzern beigestanden haben?" Hedwig kam trotzdem stets auf diesen Vorwurf zurück, und Johann gab ihr in früherer Gelassenheit die alte Antwort.

„Es ist ein Unglück, daß Du Alles so still und ruhig erträgst!" klagte jetzt Hedwig, und ein tiefer Seufzer rang sich aus ihrer Brust.

„Ich wundere mich oft selbst, daß ich Dein ewig Sturmläuten ertrag'," entgegnete Johann mit einem sanften Lächeln. „Aber glaub' mir, Hedwig, Du hast mich recht müde gehetzt, und es ist nur mein Trost, daß es zu Ende geht!" Die müden, glanzlosen Augen des unglücklichen Mannes belebten sich ein wenig und suchten in stiller Schwärmerei den Himmel. „Bald werde ich zur ewigen Ruhe eingehen," setzte er leise und schwermüthig hinzu, und der auf seine Rede folgende trockene Husten konnte

Hedwig zum erstenmal an dem Ernst dieser Worte nicht zweifeln lassen.

Rastlos mit ihren Plänen beschäftigt, hatte Hedwig noch nie dies allmähliche Hinsiechen ihres Gemahls beachtet — sie bemerkte wohl, daß er noch stiller, friedlustiger geworden, daß er mehr als je über seinen Schriften brütete, aber sie hatten diese Veränderung seines Wesens nicht einem körperlichen Unwohlsein, sondern nur einer Schwermuth zugeschrieben, die sich nicht mehr zu neuer That aufraffen konnte, und deshalb hatte sie Alles daran gesetzt, ihn aus seinem Hinbrüten aufzurütteln. Jetzt ahnte sie plötzlich, daß sie sich getäuscht hatte, und wie sie ihren Gemahl so still und gebrochen dort sitzen sah, regte sich doch die Frau in ihrem Herzen; ein tiefes, wahres Mitleid erfaßte sie für den kranken, blassen Mann — wohl auch die Reue, daß sie ihm mit ihren Entwürfen und Plänen manche Stunde vergällt. — Weinend kauerte sie sich zu seinen Füßen, und seine welke, magere Hand ergreifend, sagte sie seltsam bewegt: „Verzeihe mir, daß ich Dir so wehe gethan hab'.“ —

„Du konntest nicht dafür, Hedwig,“ entgegnete Johann freundlich, „Dein Sinn ist ein anderer als der meine — Du hast es nicht verschmerzen können, daß man Dich aus Liegnitz hinaustrieb, und Du sinnst noch immer, wie Du das Verlorene wieder gewinnen willst — auch ich hab' es nicht verschmerzen

können, daß ich die Schlacht verlor — aber ich hab' nicht geklagt — und doch hat mir dies Unglück das Herz gebrochen." Ein bitterer, schmerzlicher Zug spielte um seine dünnen Lippen, und er drückte krampfhaft die Hand auf seine Brust.

„Wie Unrecht habe ich Dir gethan!" entgegnete Hedwig ungewöhnlich sanft; „weil Du nie klagtest, glaubt' ich auch, Du hättest Dir den Verlust der Schlacht nicht zu Herzen genommen!"

„Hat nur der Schmerzen, der klagt?" frug Johann lächelnd. „Nein, Hedwig, die tragen am schwersten, die schweigend tragen! Ich zürne Dir nicht," fuhr Johann fort, „nur eine Bitte erfüll' mir, laß' diesen Brief nach Liegnitz abgehen — ich hab' ihn nicht an den stolzen Rath gerichtet, sondern an die Stadt, und ich setze auf meine freundlichen Worte mehr Hoffnung — als auf das Schwert, das ich hätte nie ziehen sollen. Gieb Acht, Hedwig, der Brief bringt Dir eher das Herzogthum zurück, als Deine klugen Pläne."

Hedwig lächelte nur; in ihrer weichen Stimmung mochte sie ihrem Gemahl nicht widersprechen, und sich den Anschein gebend, als ob sie jetzt seine Ansicht theile, sagte sie nach einigem Nachdenken: „Da hab' ich einen guten Einfall, Eva will zu ihrem Vater nach Liegnitz, die mag den Brief mitnehmen, und der alte Bürgermeister Popplau kann ihn geschickt unter die Leute bringen."

„Der Mann hat für uns schon einmal Ehre und Leben eingesetzt," entgegnete Johann, „lassen wir ihn ferner aus dem Spiel."

„Sei ohne Sorge," war Hedwig's Antwort, „ich werde die Truchseßwittwe rufen lassen, und dann sollst Du hören, wie eifrig sie zusagen wird. Popplau und seine Tochter sind die schlimmsten Feinde Bitsch's und zu jeder That bereit, die ihn stürzen kann," und während Hedwig einem Pagen auftrug, die Wittwe des Truchseß herbeizurufen, murmelte Johann vor sich hin: „So vergelten die Menschen erwiesenen Dienst. Der alte Bürgermeister dankt Bitsch das Leben und sinnt dafür nur auf Rache!" Sein edles Herz fühlte sich davon angewidert, und als Eva hereintrat, konnte er nicht umhin, ihr einen vorwurfsvollen Blick zuzuwerfen.

Die Wittwe des Truchseß hatte Nichts von ihrer stolzen Haltung verloren; auch heut verbeugte sie sich nur leicht vor Herzogin Hedwig und erwartete schweigend deren Anrede. Noch immer war Eva schön, nur hatte das ohnehin starre Antlitz sich jetzt völlig versteinert. Hedwig's Augen ruhten einen Augenblick prüfend auf dem blassen Gesicht Eva's; wieder regte sich in der Herzogin der alte Unwille gegen die stolze Bürgermeisterstochter, und sie würde ihn geäußert haben, wenn sie sich nicht rasch besonnen hätte. Was die beiden Frauen jetzt mit einander vereinte, war derselbe Haß gegen Bitsch und der Gedanke, ihn

wieder aus seiner mächtigen Stellung zu verdrängen. Auch Eva hatte sich vor dem Stadtschreiber zu tief demüthigen müssen, als daß sie ihm je verzeihen konnte, und in ihr stolzes Herz war damit ein Stachel gedrückt, der sie zur Rache trieb. Je einsamer und verschlossener sie jetzt durch das Leben schreiten mußte, je mehr beschäftigte sie nur der eine Gedanke — zum Sturze des Mannes beizutragen, der nach ihrer Ansicht ihr ganzes Glück untergraben hatte.

„Da Ihr nach Hause reisen wollt, Frau Truchseß," begann jetzt Hedwig sehr höflich, „so will Euch mein Gemahl einen Brief mitgeben, den dann Euer Vater klug den Liegnitzern mittheilen mag." Eva verbeugte sich nur zum Zeichen ihrer Einwilligung. „Da habt Ihr den Brief," setzte Herzog Johann langsam hinzu und reichte Eva das inzwischen sorgfältig eingepackte Schreiben. „Ich lege großen Werth darauf und hoff', daß endlich die Liegnitzer Einsicht erhalten und unser gutes Recht anerkennen werden."

„Hofft Ihr das von einem Briefe?" frug Eva ruhig. „Nein, erlauchter Herr, auf diesem Wege werdet Ihr schwerlich nach Liegnitz kommen — nur List oder Gewalt kann uns noch an's Ziel bringen." Herzogin Hedwig nickte beifällig mit dem Kopfe; aber auf der glatten, ruhigen Stirn Johann's zog sich eine Unmuthsfalte zusammen, und heftiger, als es sonst seine Art war, entgegnete er: „Aber ich will, daß dieser Brief nach Liegnitz kommt, und ich weiß, daß

er mehr wirken wird, als Eure List und Gewalt. O, hätt' ich nie mich zu solchen Schritten hinreißen lassen.“ Herzog Johann schwieg — die Stimme versagte ihm, das vom Sprechen geröthete Antlitz wurde wieder bleich, und die Hand auf das unruhig schlagende Herz pressend, unterdrückte er nur mit Mühe einen Schmerzensschrei, der sich seiner kranken Brust entwinden wollte. Hedwig warf Eva einen begütigenden Blick zu, der sagen sollte: „Er ist sehr krank, wir müssen ihm schon den Gefallen thun,“ und Eva verstand sie.

„Ich werde gern Euren Wunsch erfüllen, und der Brief soll sicher nach Liegnitz kommen,“ versicherte sie jetzt.

Johann achtete nicht mehr darauf; er hatte sich in seinen Sessel zurückgelehnt und versank in dumpfes Hinbrüten.

Hedwig zog jetzt für Eva einen Stuhl herbei, und indem sie dieselbe freundlich zum Niedersetzen nöthigte, frug sie mit ungewöhnlicher Zutraulichkeit: „Und Ihr glaubt, daß der Augenblick nicht mehr fern, wo wir endlich die Herrschaft dieses Menschen stürzen können?“ „Gewiß nicht,“ entgegnete Eva, die sich von der Herzlichkeit Hedwig's sehr angenehm berührt fühlte und deshalb wärmer als gewöhnlich fortfuhr: „Ganz Liegnitz grollt seinem jetzigen Bürgermeister, und mein Vater schürt heimlich das Feuer, besonders haben die Metzger einen Haß auf ihn geworfen.“

„Die Metzger?“ rief Hedwig erstaunt, „die bisher am treuesten zu Bitsch gestanden?“

„Sie können ihm nicht verzeihen, daß er zum zweitenmale den jungen Wüsthube aus der Stadt gebannt,“ erklärte Eva.

„Den tollen Burschen, der ihm das Leben gerettet haben soll?“ frug Hedwig.

Ueber Eva's Antlitz flog ein düsterer Schatten. „Der meinen Gemahl getödtet,“ setzte sie hinzu.

„Und Euch zur Wittwe gemacht,“ sagte Hedwig theilnahmvoll.

Beide Frauen schwiegen einen Augenblick. Eva sah die Augen Hedwig's mitleidig auf sich gerichtet, und Mitleid vertrug am wenigsten ihr stolzes Herz. Sie warf einen bedeutsamen Blick auf Herzog Johann, als wolle sie sagen — „auch Du wirst bald mein Schicksal theilen.“ Hedwig verstand diesen Blick, und ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust. Jetzt erst begann die Wittwe des Truchseß von Neuem: „Bitsch hat noch einen Feind, freilich nur ein geringes Weib; aber die Wittwe des Metzger Wolf hat gerade einen großen Einfluß über das gemeine Volk, und sie wird uns in der rechten Stunde große Dienste leisten.“

Hedwig nickte befriedigt mit dem Kopfe: „Spart keine Mühe, Frau Truchseß, ich will's Euch reichlich lohnen!“

„Wenn ich für Euch thätig bin, geschieht es nicht um Lohn,“ entgegnete Eva stolz, „ich hasse nur wie

Ihr den hochmüthigen Stadtschreiber, und mein Herz findet nicht eher Ruhe, als bis er von seiner Höhe herabgestürzt worden."

Herzogin Hedwig drückte der stolzen Frau zärtlich die Hand. „Wir verstehen uns, wir haben ein Ziel. Und nun lebt wohl, Frau Truchseß. Auf Wiedersehen in Liegnitz!"

Eva reiste ab, und Wochen vergingen, ehe sie über den Erfolg ihrer Sendung eine Nachricht einsandte. — Auch der junge von der Heide hatte noch an demselben Tage, obwohl schweren Herzens abreisen müssen, und rascher als Hedwig erwartet hatte, sandte der junge Rath durch einen treuen Knappen seinen ersten Bericht. Er lautete sehr günstig. — Podiebrad war für die Einflüsteruugen des Lübenschen Rathes nicht unzugänglich; auch er blickte bereits mißtrauisch auf das Treiben des Liegnitzer Bürgermeisters, besonders hatte, wie Nicolaus bemerkte, der Heirathsvorschlag ihm wohlgefallen. „Wenn Ihr Liegnitz wieder erobern könnt, dann mein' ich, wird Böhmen nicht weiter scheel dazu sehen" — schloß der junge von der Heide seinen Bericht, „ich bleib' noch einige Wochen hier, um Podiebrad ganz für uns zu gewinnen!" In Wahrheit blieb der junge Rath nur noch in Prag, weil ihm das Leben dort außerordentlich gefiel und er einmal sich ordentlich austummeln konnte. — Hedwig war überglücklich und eilte augenblicklich mit dieser Nachricht zu ihrem Gemahl, der

sich nur mühsam aufrecht erhielt und an manchen Tagen das Bett hüten mußte.

„Podiebrad ist unser, nun haben wir gewonnen Spiel!" sagte sie hastig und trat mit glänzenden Augen ihrem Gemahl näher. Der hatte auch für solch' glückliche Nachricht nur ein trübes Lächeln: „Wie wenig kennst Du die Fürsten, sie versprechen viel und halten Nichts," sagte Johann leise und mit großer Anstrengung. „Was hast Du für Hoffnungen auf Deinen mächtigen Oheim, den Kurfürsten von Brandenburg gesetzt — und doch ist Nichts davon erfüllt worden."

„Mein Ohm konnte nicht helfen, weil er selbst in Krieg verwickelt war," entgegnete Hedwig; „aber wenn wir nun erst Liegnitz wieder haben, dann wird er uns schon im schlimmsten Fall gegen die Böhmen schützen." Johann wollte Etwas entgegnen, da ließ sich ein Mann anmelden, den man in Lüben am wenigsten erwartet hätte, der alte Bürgermeister von Liegnitz, Hieronymus Popplau. Der Mann hatte sich merklich verändert; sein wohlbeleibter Körper war zusammengeschrumpft, und die einst so runden, weinglühenden Wangen hingen nur noch schlaff und runzelig herab. — Dagegen schien mit dem Verlust einer solch' bedeutenden Körpermasse eine größere Beweglichkeit in den alten Mann gekommen zu sein. Die früher träge und gutmüthig blickenden Augen rollten jetzt unruhig in ihren Höhlen — Popplau hatte ganz

das Ansehen einer gefallenen Größe, die eine fast unheimliche Sehnsucht verzehrt, wieder die alte Höhe zu erklimmen.

Demüthigst verneigte er sich vor seiner hohen Herrin — eine noch tiefere Verbeugung machte er vor Herzog Johann, „Ihr kommt selbst, lieber Popplau, dann müßt Ihr Wichtiges bringen!" redete ihn Hedwig freundlich an.

„Lieber Popplau!" wie klang das anders, als an jenem Morgen, wo ihn die strenge Herrin so ungnädig entlassen und ihn einen „Schwachkopf" genannt hatte. Der alte Mann fühlte sich davon nicht wenig geschmeichelt.

„Ihr vermuthet ganz recht, erlauchte Herrin," entgegnete Popplau heut mit größerer Sicherheit — denn er hatte noch dazu im lüben'schen Rathskeller gut gefrühstückt. „Wichtige Nachrichten bring' ich, und deshalb komm' ich selbst. Die Liegnitzer haben Euren Brief sehr wohlgefällig aufgenommen!"

„Haben sie das?" frug Johann mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit.

„Gewiß, erlauchter hochgeborener Herr, gar Viele, denen ich den Brief vorgelesen, haben dabei geweint wie die Kinder; ich kann's Euch bei meiner Seligkeit zuschwören, der Brief hat mehr gewirkt, als wenn Ihr noch einmal mit einem ganzen Heer Liegnitz überzogen hättet. Jetzt ist die gesammte

Bürgerschaft für Euch, und bei der ersten besten Gelegenheit bricht der Sturm los.«

Ueber das bleiche Antlitz des unglücklichen Herzogs fuhr ein seliges Lächeln; noch einmal kehrte in seine Augen ein heller Freudenschimmer zurück; aber in seiner gewohnten Ruhe, die selbst einen solch' glänzenden Sieg seiner Ansicht nicht Anderen übermüthig jubelnd vorhalten mochte, bemerkte er leise: »Ich dachte es wohl.«

Es war die letzte Freude, die dem armen, schwer geprüften Mann ein Lächeln ablocken konnte. Wenige Tage darauf, im November des Jahres 1453, entschlief Herzog Johann sanft und ruhig.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Obwohl Bitsch gedroht hatte, den Dominikaner aus Liegnitz treiben zu lassen, war es ihm doch nicht gelungen, sein Wort zur Wahrheit zu machen. Pater Benedetto hatte sich bisher sorgfältig gehütet, den neuen Bürgermeister von Liegnitz öffentlich anzugreifen, vielmehr trug er die tiefste Ergebenheit für das Oberhaupt der Stadt zur Schau. Ambrosius Bitsch verlor damit jede Handhabe, und da der schlaue Mönch offenbare Kränkungen des Bürgermeisters mit großer Gelassenheit ertrug, schenkte ihm dieser nicht weiter Beachtung. Ambrosius Bitsch spannte nur dann all' seine Kräfte an, wenn sich ein Gegner zur Wehr setzte und den Kampf mit ihm aufnahm; er war zu stolz, einen zweiten Schlag gegen Leute zu führen, die den ersten ruhig hingenommen hatten. Nur das Haus am Ringe durfte Pater Benedetto nicht mehr betreten — darauf hatte Bitsch mit aller Strenge gehalten, und Walpurg traf jetzt zuweilen den Dominikaner bei ihrem Vater, dem alten Peter Rothe.

Pater Benedetto hatte sich mit großer Schlauheit in das Vertrauen des Weinherrn zu schleichen gewußt; er kannte den Haß des alten Mannes gegen den Adel und pflegte ihm von einem Manne seines Vaterlandes, Johann della Bella, zu erzählen, der in seiner ordinamente justitiae ein Gesetz verfaßt, das an Grausamkeit gegen den Adel noch von Keinem wieder übertroffen worden. Und die Augen des alten Weinherrn leuchteten freudig auf, wenn Pater Benedetto einzelne dieser Gesetzesstellen anführte. „Denkt Euch, lieber Herr, schon der erste Punkt lautete: Wer in das Adelsbuch eingetragen ist, hat mit 2000 Pfund florentinischer Währung Sicherheit zu leisten, daß er gesetzlich leben wolle, und stellt dafür einen Bürgen; nicht wahr, das ist ein tüchtiges Gesetz?" Peter Rothe nickte beifällig mit dem Kopfe. „Aber nun hört weiter," fuhr der Mönch fort, und seine Augen ruheten forschend auf dem Weinherrn, um den Erfolg seiner Worte zu beobachten. „Bürgerliche verfallen in Strafe, wenn sie von einem Adeligen beleidigt worden und nicht Anzeige machen. Auf Beleidigungen gegen einen Bürgerlichen steht die Strafe, daß der bürgerliche Uebelthäter unter den niederen Adel versetzt wird, der Adlige aber unter den hohen. Beide mit ihrer Familie."

„Das nenne ich Bürgerstolz!" rief der alte Peter Rothe freudig aus, „und wie kriecht man hier vor dem Adel, und selbst mein Schwiegersohn" —

Der Weinherr vollendete nicht; er mochte nicht seinem Groll in Gegenwart eines Fremden Luft machen.

„Unser neuer Bürgermeister ist ja selbst adlig geworden und schützt den Adel, wo er weiß und kann," entgegnete Pater Benedetto, setzte aber dann versöhnlich hinzu: „Und doch wäre Ambrosius Bitsch der Mann dazu, der auch eine solche feste Ordnung bei uns einführen könnte. Wie prächtig müßte das sein, wenn es auch bei uns hieße: „Adlige, die sich um den Staat verdient gemacht haben, werden zur Belohnung unter die Bürgerlichen versetzt, müssen jedoch alsdann ein ander Wappen nehmen! Nicht wahr, dann würdet Ihr noch einmal jung?" fügte der Dominikaner vertraulich hinzu.

„Wie lange ist es her, daß dieser wackere Mann gelebt hat?" frug Peter Rothe gedankenvoll.

„Es mag wohl hundert und fünfzig Jahre sein, daß Bella in Florenz die Blutfahne aufziehen ließ," entgegnete Pater Benedetto.

Der Weinherr seufzte. „Ach, ehrwürdiger Vater, das ist ein schöner Traum. Wäre Bitsch bürgerlich geblieben, dann hätten wir wohl Aussicht, daß wir den Uebermuth der stolzen Herren eben so züchtigen könnten, als Euer della Bella in Florenz — jetzt ist's damit vorbei."

„Und warum?" frug der Mönch lauernd, „gerade Ihr seid der Mann dazu, auch für Liegnitz solche Gesetze zu geben."

„Ich bin zu alt,“ entgegnete Peter Rothe kopfschüttelnd.

„Dann werdet Ihr um so unbeugsamer Euren Willen durchsetzen,“ fuhr der Mönch lebhaft fort. „Ihr habt denselben Bürgerstolz meines Landsmannes, Ihr haltet es auch für die höchste Ehre, Bürger zu sein, Nichts als Bürger, und in einer Stadt ist der Adel nur wie ein Kukuksei in einem Hänflingsnest; wenn es ausgebrütet, dann macht sich der junge Eindringling zum Herrn des ganzen Nestes.“

Der Weinherr lachte finster. „Ihr habt wohl Recht — nun laßt uns später weiter davon sprechen.“ Der kluge Mönch hütete sich wohl, noch mehr in Peter Rothe zu dringen; er wußte, daß er bei dem stolzen Manne damit Alles verderben konnte, und dieser von selbst wieder das Gespräch auf einen solchen Gegenstand lenken würde. Wirklich gelang es auch dem Dominikaner immer mehr, in Peter Rothe den Adelshaß zu steigern und ihn mit dem Gedanken vertraut zu machen — den Adel zu unterdrücken und eine echt bürgerliche Herrschaft einzuführen. Wohl scheute der alte Mann davor zurück, denn obgleich Pater Benedetto nie mehr des Bürgermeisters erwähnte, fühlte doch Peter Rothe, daß nur über seinen Schwiegersohn hinweg die Erreichung eines solchen Zieles möglich sei, und wie heiß er auch den Adel haßte, wie sehr er sich nach Verwirklichung des kühnen Traumbildes sehnte, das ihm der italienische

Mönch trügerisch vorgehalten hatte — das Band, das einst die beiden Männer, Bitsch und ihn, zusammengehalten, war noch zu fest, als daß es sich so rasch zerreißen ließ. Es kostete dem alten, redlichen Mann einen harten Kampf; aber als Bitsch gegen alle seine Vorstellungen taub blieb und immer offener seine Begünstigung des Adels an den Tag legte, da endlich schenkte er den Einflüsterungen Pater Benedetto's ein williges Ohr.

„Ihr habt die Achtung und Liebe der ganzen Bürgerschaft," meinte der Mönch, „und sobald Ihr Euch öffentlich gegen diesen Druck des Adels auflehnt, erhebt sich Alles und stürzt jetzt diese übermüthigen Herren, wie vor Jahren Herzogin Hedwig."

„Noch einmal will ich mit ihm sprechen," sagte der alte Weinherr ernst und düster, „und wenn er auch dann nicht hört, mag er fallen."

Ueber das blasse Gesicht des Mönches zuckte ein boshaftes Lächeln, und in der Ueberzeugung, daß der stolze Bitsch jede Warnung seines Schwiegervaters in den Wind schlagen würde, sagte er eifrig: „Thut das, lieber Rothe, und wenn er doch nicht auf Euch hört, mag der Sturm losbrechen, damit Ihr auch jene Gesetze verkünden könnt."

Pater Benedetto sah sich damit am Ziel; hatte er einmal den alten Peter Rothe für sich gewonnen, dann war der Mann gefunden, der mit Muth und Besonnenheit das Zeichen zum Losbruch geben konnte.

Pater Benedetto wußte, daß auch der alte Popplau heimlich den Unwillen des Volkes gegen Bitsch schüre — und überall zeigte sich eine gereizte Stimmung gegen manch' willkürliche Maßregeln des neuen Bürgermeisters, und so schien dem Dominikaner der Augenblick gekommen, den verhaßten Bitsch von seiner Höhe zu stürzen.

Auch Hieronymus Popplau blieb nicht müßig, er konnte den Verlust seiner Stellung nicht verschmerzen und schmeichelte sich mit der Hoffnung, unter Hedwig's Herrschaft wieder Bürgermeister von Liegnitz zu werden. Hatte er ihr doch schon die wichtigsten Dienste geleistet — jetzt hoffte er sogar eine Verschwörung anzuzetteln und Bitsch zu stürzen.

Bei den Bürgern durfte Popplau freilich nicht sein Heil versuchen, bei ihnen stand seine träge und nachlässige Amtsführung noch in zu lebhaftem Andenken, dagegen fand er bei dem gemeinen Volk ein um so willigeres Gehör, als er seine Worte stets mit Geschenken begleitete. In seinem Hause ging jetzt allnächtlich Gesindel aus und ein, und der sonst so sparsame Mann ließ seine heimlichen Gäste trefflich bewirthen; ja selbst seine stolze Tochter, die Frau Truchseß, verschmähte es nicht, zuweilen in das Hinterzimmer zu kommen, einen Arbeiter freundlich anzureden und dem anderen wohl gar einen Becher voll zu schenken.

Der alte Popplau verstand gar nicht, das gemeine

Volk in Bewegung zu setzen, denn sein ruhiges, langsames Wesen konnte auf eine rohe Masse keinen Eindruck machen, deren Leidenschaften nur durch eine tüchtige Kraft entfesselt werden; aber sein Bier war gut, und seine Versprechungen einer besseren Zukunft immer verlockend genug. Mehr als Popplau und seine Tochter vermochte auf diese heimlichen Gäste ein Weib zu wirken, in dessen Brust noch immer der alte Haß gegen Bitsch loderte — die Wittwe des Metzger Wolf. Mit der schmählichen Verurtheilung ihres Mannes war auch sie ehrlos geworden, hatte ihr Gewerbe aufgeben müssen und gehörte nun zu jenen Besitz- und Rechtlosen, über die der Fuß des Reichen und Vornehmen stolz hinwegschritt. Die kleine Frau konnte Bitsch nicht verzeihen, daß er über ihren Mann so rasch und schonungslos hatte das Urtheil fällen lassen, und da eine Weiberzunge meist frei und straflos ausgeht, weil ein rechter Mann auf solch' Geschwätz nicht achtet, war die kleine, heftige Frau maßlos in ihren Angriffen gegen Bitsch. Ausgeschlossen aus der ehrenhaften Innung der Metzger, war Frau Wolf von selbst auf den Verkehr mit dem gemeinen Volk angewiesen, und hier war sie unermüdlich, den Haß gegen den neuen Bürgermeister zu schüren, und ein treffliches Werkzeug in den Händen derjenigen, die mit rastlosem Eifer die jetzige Herrschaft zu stürzen suchten.

Frau Wolf hatte mit dem Tode des Truchseß die

letzte Stütze verloren und war deshalb bemüht, in dem Hause Popplau's Boden zu fassen und sich dort auf alle Weise nützlich zu machen. Sie war es, die solch' geheime Zusammenkünfte vermittelte und sich bemühte, immer neue Freunde für die Sache des Umsturzes zu gewinnen.

Selbst der junge Wüsthube schlich heimlich zu dieser Versammlung und gehörte zu den wüthendsten Gegnern des jetzigen Bürgermeisters. Bitsch war bis jetzt nicht zu bewegen gewesen, den über Siegismund Wüsthube ausgesprochenen Stadtbann aufzuheben, und nur verstohlen durfte sich der verwegene Bursche in Liegnitz aufhalten. — Wurde er dennoch ergriffen, dann war ihm eine strenge Strafe gewiß. Niemand schenkte dem tollen Burschen mehr Aufmerksamkeit, als Frau Wolf. Sie fehlte niemals in dem Hinterzimmer Popplau's, wenn es dem jungen Wüsthube gelungen war, die Stadtwächter zu überlisten und trotz des Bannes in Liegnitz heimlich herumzuschwärmen. Da Frau Wolf das eigentliche Bindeglied zwischen dem alten Bürgermeister und seinen neuen Freunden war, hatte es sich wie von selbst gemacht, daß die kleine, rührige Frau die Aufwartung der Gäste übernahm, und für Siegismund hielt sie stets den vollsten Becher und das freundlichste Lächeln bereit.

Der junge Wüsthube war für solche Freundschaftsbeweise nicht unzugänglich. Die frische, lebendige

Frau, die ihre Zunge ebenso geschickt wie ihre Hände zu gebrauchen wußte, gefiel ihm. Immer häufiger suchte er dem Stadtwächter zu trotzen und ein Gast des ehrenwerthen Popplau zu sein, und bald hatte sich zwischen diesen Beiden ein recht herzliches Verhältniß herausgestellt. Auch Frau Wolf legte ihre Neigung für den jungen Burschen offen an den Tag; sie scheute vor seiner Wildheit nicht zurück, weil sie ihn schon zu zähmen hoffte; hatte sie doch den hartköpfigen Wolf wie ein Kind zu leiten gewußt, und dann war Beider Ruf befleckt; ein mit dem Stadtbanne bestrafter Mensch durfte ihr nicht so schonungslos das Schicksal ihres ersten Mannes vorhalten — so war es kein Wunder, wenn sich Frau Wolf und Siegismund näher einander anschlossen, hatten sie doch noch einen Punkt, in dem sie trefflich zusammenstimmten, den brennenden Haß gegen Bitsch.

Wohl drang das bei Popplau sich heimlich versammelnde Volk auf eine Entscheidung; es konnte beutelüstern den Tag nicht erwarten, wo man ihm das Zeichen gab loszubrechen, und der alte Bürgermeister hatte seine liebe Noth, diese unruhige und wilde Menge zu zügeln. Hier und da war es auch wirklich schon zum Ausbruch gekommen. Einzelne verwegene Gesellen waren auf das Rathhaus gestürzt und hatten mit rohem Geschrei Rechnungslegung gefordert und den Rath beschimpft.

Bitsch hatte auch in solchen Augenblicken die Be-

sonnenheit nicht verloren und durch sein rasches, entschlossenes Wesen die Ruhestörer eingeschüchtert und die Rädelsführer verhaften lassen; aber die Unzufriedenheit gährte fort.

Der alte Popplau war doch durch sein erstes verfehltes Unternehmen gewitzigt worden, er wollte Nichts übereilen und rechnete auf einen günstigen Zufall, bei dem der Haß gegen Bitsch zum Ausbruch kommen, und er dann seine Meute auf den verhaßten Menschen würde hetzen können. Der Tod Johann's hatte vollends die Ausführung seiner Pläne verzögert; aber er suchte auch diesen Umstand zur Gewinnung neuer Freunde auszunutzen. Mit den kläglichsten Worten schilderte er, daß dem armen Johann über die Untreue der Liegnitzer das Herz gebrochen sei, und selbst auf manch' ehrlichen Bürger blieb diese Mittheilung nicht ohne Eindruck.

Der alte Popplau saß nachdenklich im weichen Lehnsessel und erwartete seine unheimlichen Gäste. Es war ein milder freundlicher Juniabend. Der alte Herr hatte das Fenster geöffnet und ließ die kühle Abendluft um seine Stirn fächeln. Seine Tochter saß neben ihm, die Hände in den Schooß gelegt, und starrte düster in den fast unbedeckten Himmel, an dem die letzten von der Sonne angeglühten leichten Sommerwolken allmählich erblaßten.

Hieronymus Popplau mußte gerechnet haben; er hatte seine Finger fortwährend an die Stuhllehne ge-

tippt und sagte jetzt mit einem Seufzer: „Drei Schock Heller wird mir die Sache wohl kosten; aber ich geb' Alles gern hin, wenn ich nur an's Ziel komme." Eva schwieg noch immer. „Meinst Du nicht auch," fuhr Popplau fort, „daß Herzogin Hedwig, unsere erlauchte Herrin, mir diesen Dienst nicht vergessen wird? Sie muß mir wieder zu meinem Amt verhelfen!"

„Du willst wieder Bürgermeister von Liegnitz werden?" frug Eva hastig.

„Was sonst!" entgegnete Hieronymus, „glaubst Du, ich will mein gutes Geld für Nichts diesem Lumpengesindel zuwerfen?"

„Ich dachte, Du wolltest Dich nur an Bitsch rächen, Nichts weiter," erwiederte Eva finster.

„Hm, Bitsch hat mich verdrängt, das ist wahr," bemerkte Popplau nach einer Weile, „aber ich kann nicht sagen, daß ich ihn noch hasse; er hat sich großmüthig gegen mich erwiesen und mir sogar verstattet, in meiner Vaterstadt wohnen bleiben zu dürfen — das hätt' kein Anderer über's Herz gebracht."

„Er hat Dich frei gelassen, nachdem ich mich vor ihm auf die Kniee geworfen," sagte Eva, und in Erinnerung an diese Demüthigung bedeckte eine dunkle Röthe ihr Antlitz. „Und nur aus Stolz läßt er uns hier wohnen, um uns zu zeigen, daß er uns nicht fürchtet; aber er soll es gewahren," setzte sie heftiger hinzu, „daß diese verächtlichen Feinde ihn in's Herz treffen können."

„Ich will nicht darüber grübeln, aus welchem Grunde er uns schont, aber er hat's gethan, und hassen mag ich ihn nicht mehr. Schade, daß er einen solch' tollen, eigensinnigen Kopf hat — ich hab's ihm immer gesagt, er wird nicht eher Ruhe haben, bis er ihm vor die Füße fällt!"

„Es ist wunderlich, daß Du jetzt sein Lob singst," sagte Eva mißgestimmt; „früher konntest Du nicht schlimm genug von ihm reden, hast Du es ihm nicht zu verdanken, daß Du nie wieder Bürgermeister von Liegnitz werden kannst?"

„Was sagst Du, Eva?" rief Popplau ganz erschrocken und schlug die Hände über den jetzt zusammengeschrumpften Leib.

„Ist er es nicht gewesen, der den Juden in die Stadt genommen und Dich damals dem Schimpf der ganzen Bürgerschaft ausgesetzt hat?" frug Eva. „Dem allein verdankst Du es, daß Du Dein Amt verlorst."

Popplau schwieg verlegen und strich unruhig mit der Hand über die jetzt heißer werdende Stirn. „Du kannst diese alte Sache nicht vergessen," entgegnete er dann mit einem Seufzer, „aber ich verlor mein Amt, weil die Bürger wußten, daß ich zu Herzogin Hedwig hielt, und ich werde es wieder erhalten, wenn die erlauchte Frau jetzt wieder Herrin von Liegnitz wird."

„In Bitsch's Hause herbergte der Jude —" be-

gann Eva, hartnäckig wieder einen Gegenstand berührend, über den ihr Vater so gern hinwegging. „Bitsch war es, der öffentlich Deine Schmach verkündete, und von dem Augenblicke an wußt' ich, daß Deine Ehre und Dein Amt dahin war, und es Bitsch jeden Augenblick freistand, Dich Deiner Würden zu entkleiden.“ Dem alten Popplau traten die Schweißtropfen auf die Stirn — er hatte nimmer geglaubt, daß Eva mit solcher Grausamkeit seine verwundbarste Stelle berühren würde; aber in dem Herzen dieser Frau war zu viel gebrochen; das Schicksal hatte sie nicht geschont, sie konnte auch Niemand mehr schonen, und ihre großen Augen starr und ruhig auf ihren Vater richtend, fuhr sie fort: „Deshalb mußt' ich zur Ehe mit dem Truchseß drängen, obwohl ich sie sonst noch lange hinausgeschoben hätte.“ Eva bemerkte bei den letzten Worten den verwunderten Blick ihres Vaters, und ihre jahrelang in der Brust verschlossenen Gefühle brachen endlich stürmisch hervor. „Du staunst darüber?“ sagte sie, und leidenschaftlicher, als sonst ihre Art war, setzte sie hinzu: „So will ich Dir es sagen, ich liebte Bitsch, und ich brachte meine Liebe zum Opfer, weil Du ihn haßtest, und weil er Dich verachtete; ich aber hielt Dich höher als Alles; wollt' nur eine gehorsame Tochter sein, und dann mußt' ich doch erfahren —“ Eva schlug die Hände über das thränenfeuchte Antlitz und verließ rasch das Zimmer.

Hieronymus Popplau erhob sich von seinem Sessel,

trat an's Fenster und blickte schweren Herzens in den dämmernden Abendhimmel hinaus. Er war schon lange nicht mehr der alte behäbige Mann, der Alles seinen ruhigen Gang nehmen ließ; zu mächtig hatten finstere Schicksale ihn aufgerüttelt und seine schlummernde Thatkraft von Neuem geweckt. „Soll ich denn niemals Ruhe haben?" murmelte er vor sich hin, — „wenn damals der alte Abraham verbrannte, war Alles vorbei, und doch mußten so Viele verbrennen, nur er nicht — hu, verbrennen!" ein kalter Schauer rieselte über den Leib des alten Mannes — „ich habe es dem rohen Gesellen nicht geheißen, das Gefängniß anzuzünden," fuhr er in seinem Selbstgespräch fort, — „ich sagt' ihm nur:" Hieronymus stockte — „Gott sei Dank, daß ich den Burschen noch glücklich aus der Stadt bringen konnte — O, wenn ich doch endlich Ruhe fände!" seufzte der alte Mann — „ich muß wieder in mein Amt — dann hab' ich Arbeit und kann die wüsten Geschichten vergessen."

Hieronymus Popplau wurde aus seinem Hinbrüten durch ein starkes Klopfen geweckt. Rasch strich er über die Stirn, als könne er damit die darauf lagernden Sorgenfalten entfernen, und mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit ging er den Eintretenden entgegen. „Willkommen, willkommen!" rief er sogleich freundlich und streckte dem ersten Ankömmlinge beide Hände entgegen. — Sie wurden ihm derb geschüttelt, daß er hätte laut aufschreien mögen; aber er verbarg

seinen Schmerz hinter einem heisern Lachen und sagte: „Mit Verlaub, lieben Freunde, ich werde nach Licht rufen, bleibet hier vorn stehen, es ist schon ganz dunkel im Zimmer, und Ihr könntet Euch leicht stoßen."

„Wir stoßen uns an Nichts mehr," sagte Derjenige, welcher dem alten Popplau am derbsten die Hand geschüttelt hatte, und lachte dabei hell auf.

„Dein Kopf ist die beste Leuchte," bemerkte spottend einer der Ankömmlinge, „seht doch, wie hell es schon ist."

„Daß ich nur nicht aus Deinen Augen Funken schlag', und dann kann Herr Popplau gleich bei Dir die Kerzen anzünden!" entgegnete der Verspottete und erhob drohend die Faust.

„Ruhig, meine Herrn!" beschwichtigte Hieronymus — „Ihr müßt wacker zusammenhalten und nicht miteinander streiten."

„Ich hab' dies Haar von meiner Mutter geerbt und laß mir's nicht verspotten," entgegnete Siegismund Wüsthube.

Popplau hatte inzwischen nach seiner Schwester Barbara gerufen, aber diese erschien auch heut nicht. Sie war dem rohen Volke abgeneigt und um keinen Preis dahin zu bringen, einer solchen Versammlung beizuwohnen. Die kleine Ursula brachte endlich Licht und bald darauf einige mächtige Bierkrüge.

Wenige Augenblicke später erschien auch Frau Wolf,

und diese sowohl wie Ursula hatten vollauf zu thun, um den wüsten Gesellen, die sich hier eingefunden, den Becher zu füllen.

Es waren etwa zwölf Menschen versammelt; die verwegensten und verzweifeltsten Burschen der Stadt, die Nichts zu verlieren hatten und durch eine tüchtige Lunge und rohes, unbändiges Gebahren sich gern bei jedem Auflauf zu Führern der Masse hergaben.

Alle diese Burschen waren als rauf- und streitlustig bekannt, hatten wohl schon mehr oder weniger vor dem Rath gestanden, harte Strafen erhalten, und ihre Lust zu tollen, abenteuerlichen Streichen wurde nur, wie Popplau jedesmal mit Schmerzen bemerken konnte, von ihrem Durste übertroffen. Der Inhalt der größten Krüge verschwand in den rauhen Kehlen so rasch, wie ein Bergstrom, der sich in's Thal ergießt. Popplau hätte zwar gewünscht, daß seine neuen Freunde sein Bier weniger nach ihrem Geschmack gefunden; aber er nahm dennoch das seinen Getränken bereitwilligst gespendete Lob mit einem Lächeln hin und forderte sogar zu besserem Trinken auf. Dieser Ermunterung bedurfte es freilich nicht; die ehrenwerthen Herren leisteten schon was irgend in ihren Kräften stand, und einer der rohesten Gesellen, der zu hastig die süße Labe hinuntergestürzt, rief fortwährend: „Hier sitz' ich besser, als in Breslau im Stock."

„Nun habt Ihr den ersten Durst gelöscht und

könnt auf ein ernstes Wort hören," begann jetzt der junge Wüsthube, und der alte Popplau nickte ihm dafür freundlich zu. Er wagte oder verstand es nie, das Gespräch geschickt auf denjenigen Punkt zu lenken, der ihm am meisten am Herzen lag.

„Hört endlich und klappert nicht länger mit Euren Krügen!" fuhr Siegismund ungeduldig fort, als noch Einige sich von ihren Trinkgefäßen nicht trennen wollten. „In einigen Tagen geht der Betteltanz los, und dann gebraucht Eure Krücken!"

„Unsere Fäuste willst Du sagen," erwiederte der Eine und reckte die Hände in die Höhe. „Zum Betteltanz sind Krücken besser," sagte der junge Wüsthube höhnisch. „In einigen Tagen schon?" rief der alte Popplau hastig; „woher wißt Ihr das? Und wer hat Euch gesagt, daß Ihr schon losbrechen sollt?" „Ich meine nur, daß dann die beste Gelegenheit endlich da ist," entgegnete Siegismund Wüsthube ruhig. „Mein Vater will jetzt an der Spitze der ganzen Metzger-Innung vor das Rathhaus ziehen und öffentlich die Zurücknahme meines Stadtbannes fordern. Andere Innungen werden sich anschließen; es wird ein großer Aufzug und Alles auf den Beinen sein. Der alte Peter Rothe wird meinem Vater zur Seite stehen und für ihn das Wort reden, wenn dann Bitsch nicht nachgiebt — giebt's Sturm —"

Popplau blickte nachdenklich vor sich hin. „Und wenn er doch nachgäbe?" sagte er nach einer Weile.

„Das kann er nicht mehr!“ entgegnete der junge Wüsthube, „er hat sich schon zu lange und hartnäckig dem Willen der Bürgerschaft entgegengesetzt und würde um alles Ansehen kommen, wenn er jetzt halb der Gewalt weichen wollt'.“

„Ein närrischer Kerl, dieser Bitsch,“ fuhr Siegismund lachend fort. „Anfangs sagte er zu meinem Vater: Hättet Ihr nicht in mich gedrungen, dann würd' ich Euch nachgegeben haben, wartet es ruhig ab — und da geschah erst recht Nichts — wenn dann wieder die Metzger baten, kam die alte Antwort: Ich laß mich nicht drängen — jetzt muß es biegen oder brechen!“

„Wenn aber die Bürgerschaft wieder Alles in's Gleis bringt, dann haben wir ja Nichts zu thun!“ rief einer der rohen Gesellen. „Als Elisabeth starb, glaubten wir auch, daß Etwas für uns abfallen würde, und wir das Schloß wenigstens plündern dürften, aber überall wurden wir bei Seite geschoben.“

„Diesmal kommt's anders,“ erklärte Wüsthube. „Bitsch allein hielt damals die Zügel fest, und die Bürgerschaft stand zu ihm, sobald nun die Innungen vor das Rathhaus ziehen, schlagen wir an allen Ecken und Enden Lärm — je mehr wir toben, je größer wird die Verwirrung, da verlieren die Bürger den Kopf, schleichen nach Haus und lassen uns allein wirthschaften. Gebt Acht, diesmal giebt's eine Ernte!“ Die Augen der wüsten Gesellen glänzten beutelüstern.

„Ihr habt Recht, Siegismund,“ bemerkte der alte Popplau. „In dem allgemeinen Wirrsal müßt Ihr Euch vordrängen und die Oberhand gewinnen, und vor Allem haltet darauf, Herzogin Hedwig als Herrin auszurufen, das ist die Hauptsache!“

„Wird die mir's aber nicht nachtragen, daß ich damals mit Einem vom Schlosse hart zusammengerieth?“ frug der junge Wüsthube etwas bedenklich.

„Wo denkt Ihr hin? Wenn Ihr unserer erlauchten Herrin solch' gute Dienste leistet! Wir werden Alle wohl angeschrieben bei ihr sein.“ „Hei, wir Alle kommen noch zu hohen Ehren, das wird lustig!“ rief man wild durcheinander, und das Zechen begann zum Schrecken des alten Herrn von Neuem. Erst später in der Nacht ging die stets alle Popplau'schen Biervorräthe aufräumende Gesellschaft sehr aufgeräumt auseinander.

Den scharfen Augen des Bürgermeisters Ambrosius Bitsch entging wohl nicht die Mißstimmung der Stadt; dennoch schmeichelte er sich mit der Hoffnung, daß man endlich die Nützlichkeit all' seiner Maßregeln einsehen und das von ihm geförderte Gute erkennen würde. Er kannte wohl die Neigung der Bürger, im altgewohnten Gleise weiter schreiten zu dürfen; aber auch die Geradheit und Ehrlichkeit dieser wackern

Männer, die gern den Nutzen anerkannten, den irgend eine Neuerung mit der Zeit gebracht, und deshalb ließ sich Bitsch durch den vorübergehenden Unwillen der Bürgerschaft von dem einmal eingeschlagenen Wege nicht abbringen.

Vielleicht würden alle seine Schritte nicht eine solche Unzufriedenheit erregt haben, wenn er sie weniger hastig gethan hätte; aber als ob er es ahne, daß ihm das Geschick nicht Zeit lassen würde, die seine Seele erfüllenden Pläne zu verwirklichen, setzte er stets an all' seine Unternehmungen auch seine ganze Kraft.

Der alte Peter Rothe war vor einiger Zeit aus dem Rath ausgeschieden: er konnte es nicht ertragen, fortwährend von den übrigen Rathsherren, die willige Werkzeuge in Bitsch's Händen blieben, überstimmt zu werden, und zog sich grollend noch mehr von seinem Schwiegersohn zurück. Heinrich Kochenschreiber war längst wieder nach Wien zurückgekehrt; ein kaiserlicher Hauptmann Namens Prosky saß auf dem Schloß; aber dieser schwache, gutmüthige Mann kümmerte sich wenig um das Herzogthum, ließ Bitsch in Liegnitz völlig frei schalten, und dieser hielt mit strenger, fester Hand die Zügel des Regiments. Schon begannen die Früchte des rastlosen Eifers dieses Mannes sich zu zeigen; überall herrschte Zucht und Ordnung, Raub und Mord kamen weniger vor, denn Bitsch ruhte nicht eher, als bis die Schuldigen an's

Licht gezogen und unnachsichtlich bestraft wurden. In ganz Schlesien war Liegnitz zu Macht und Ansehen gekommen, und der Liegnitzer Kaufmann konnte ruhiger seine Straße ziehen, denn er wußte, daß der Rath seiner Vaterstadt jede ihm widerfahrene Unbill rächen und ihn nach Kräften schützen würde.

Und wie man auch den Bürgermeister als Freund des Adels in Verdacht hatte, wo es galt, das Ansehen der Stadt zu wahren, griff Bitsch dennoch muthig zu. Ein Herr von Dampschütz hatte einem Liegnitzer Kaufmanne Tuch geraubt. Aber so hoch war schon das Ansehen von Liegnitz durch den Muth und die Thatkraft dieses einen Mannes gewachsen, daß sich der Ritter auf die Aufforderung des Rathes der Stadt in dem Rathhause vor Gericht stellte und nicht nur das Tuch herausgab, sondern auch versprach, der Stadt Bestes von nun an wahrzunehmen und derselben mit zwanzig Pferden beizustehen. Bitsch ließ Brücken bauen, suchte die Stadt noch mehr zu befestigen und kaufte noch einige neue Geschütze, deren Nutzen sich in der Schlacht so trefflich bewährt hatte. Die Bürger wurden zu fleißigen Schießübungen angehalten, die alten Stadtsoldaten durch junge, kräftige Leute ersetzt, die rasch bei der Hand waren, wo es galt, Ruhe und Ordnung zu stiften. Je mehr die Stadt nach außen an Macht und Ansehen gewann, je mehr kamen auch Handel und Gewerbe zum Aufblühen. Der Handel bedurfte nun einmal in jener

Zeit eines starken Rückhaltes, und deshalb wagten sich nur die Handelsherren großer Städte auf die Landstraße, weil sie eher Aussicht hatten, daß die Vaterstadt zu ihrem Schutze die Hand erhob, und während der Handel in den großen Städten sich immer freier und mächtiger entfaltete, mußte er in den kleinen Städten völlig verkümmern.

Nur durch den eisernen, unbeugsamen Willen des Bürgermeisters waren diese Neuerungen in's Leben getreten, und je mehr man sich seinen Plänen entgegenstemmte, je hartnäckiger und rücksichtsloser suchte er sie zu verwirklichen. Bitsch hatte gewahrt, daß der Widerstand gegen seine Maßregeln erst dann gewachsen war, wenn er die Gründe dafür und die künftig daraus entspringenden Vortheile weitläufig aus einander gesetzt hatte, und er ging fortan, wie alle heftigen, ihr Ziel überstürzenden Menschen, schweigend und einsam seines Weges.

Walpurg sah, wie ihr Mann sich in der Sorge für seine Vaterstadt verzehrte, und doch durfte auch sie längst nicht mehr wagen, ihm darüber Vorstellungen zu machen. Bitsch's unruhige Seele fand sich in dem Frieden des Hauses, den Walpurg ihm bieten wollte, nicht zurecht.

Einzelne Handwerker hatten geklagt, daß durch die Vertreibung der Piasten ihr Verdienst geschmälert worden, da die Herzöge viel Aufwand gemacht, und

Bitsch veranlaßte seine Frau, sich kostbarer zu kleiden, und führte einen größeren Haushalt als je zuvor.

Walpurg's einfaches Wesen konnte sich nur schwer mit diesem Prunk befreunden, und die guten Liegnitzer endlich fanden darin nur den Uebermuth eines Mannes, der es in Pracht und Wohlleben den Herzögen gleich thun wolle.

Auch in seinem Hause hatte Bitsch Alles zierlicher und kostbarer einrichten lassen, um Handwerkern Verdienst zu geben, nur die Erkerstube blieb unverändert; sie war ihm ein Heiligthum, und wenn ihn die Amtsgeschäfte müde gehetzt hatten, pflegte er in den Abendstunden einige Augenblicke einsam in diesem Zimmer zu sitzen und seinen Gedanken nachzuhängen.

So saß er auch heut in dem Lehnsessel, den früher Frau Gertrud eingenommen, und das Bild der geliebten Mutter tauchte vor ihm auf. Schwerer als je fühlte er das Drückende seiner Lage, die Vereinsamung, in der er sich befand. Er war rastlos bemüht, für das Glück und Gedeihen seiner Vaterstadt zu sorgen, und man lohnte ihm mit Verdächtigungen und unverschämten Anklagen. Erst heut hatte er wieder in öffentlicher Rathssitzung einige rohe Schreier zur Ruhe bringen und endlich in Haft nehmen müssen. — Ein leises, vorsichtiges Klopfen weckte Bitsch aus seinem Nachsinnen, er blickte auf, und sein scharfes Auge erkannte trotz der Dämmerung den alten

Abraham. Der Jude grüßte ehrerbietig und schien um eine Anrede verlegen.

„Was führt Euch zu mir?“ frug Bitsch.

„Edler Herr,“ begann jetzt der Jude, „Ihr habt mir gerettet mehr als einmal das Leben, und der alte Abraham hat keinen anderen Wunsch, als Euch zu vergelten die gnädige Hilfe, die Ihr habt erwiesen einem armen Jud'.“

„Laßt es gut sein, Ihr habt Euch schon abgefunden,“ entgegnete der Bürgermeister ablehnend, dem jede Dankesäußerung lästig fiel. „Eure Tochter hat mir an meinem Hochzeitstage einen großen Dienst erwiesen, unsere Rechnung ist ausgeglichen.“

„Nein, edler Herr, sie ist's nicht!“ erwiederte der Jude eifrig, „ich hab' mir damals lassen reuen kein Geld, um von der kleinen Ursula zu erfahren die schlechten Anschläge des schlechten Mannes.“

„Also die kleine Ursula spielte die Verrätherin,“ sagte Bitsch, und ein flüchtiges Lächeln in Erinnerung vergangener Zeiten glitt über sein Antlitz; er dachte an jenen Abend, an die Freude der Dirne über das Halsband, und setzte erheitert hinzu: „Ganz Recht, sie hielt gern die Hand offen — sagt, was habt Ihr bezahlt, damit ich es Euch erstatten kann.“

Ueber das Gesicht des Juden flog ein Schatten; ein Zug des Unmuthes machte sich geltend; dennoch suchte er die Kränkung ruhig hinzunehmen und entgegnete in gewohnter Unterwürfigkeit: „Glaubt nicht,

edler Herr, daß ich deshalb gekommen, ich bin gewesen glücklich, daß ich konnt' dem hinterlistigen Popplau durchkreuzen seine Pläne. Hab' ich ihn doch besser damit getroffen in's Herz, als zuvor; aber warum habt Ihr gegeben den Mann frei und los?"

„Was habt Ihr danach zu fragen?" unterbrach ihn Bitsch streng und finster.

„Weil ich weiß, daß der alte Popplau nicht läßt Ruhe, bis er hat Euch gezogen in's Verderben," war die hastige Antwort des Juden. „Edler Herr, hütet Euch vor dem Manne, der im Verborgenen legt seine Fallstricke!"

„Euer Haß spricht aus Euch! Ihr wollt dem alten, schwachen Mann nicht Ruhe gönnen," sagte Bitsch und richtete seine Augen forschend auf den Juden.

„Ich will sein verdammt, wenn ich nicht sprech' die Wahrheit! Es geht viel schlechtes Gesindel bei dem alten Popplau aus und ein, und er sinnt von Neuem darauf, zu machen Aufruhr."

„Bah, Gesindel! Das überlass' ich ihm gern," entgegnete Bitsch. „Popplau wird sich hüten, mir zum zweitenmal in den Weg zu treten!"

„Ihr wollt nicht hören auf mich," sagte der Jude traurig, „weil Ihr seid großmüthig und verachtet das Volk. Und ich hab' doch keine Ruhe mehr, seitdem ich weiß, daß Euch droht Gefahr."

„Ich hätte nie geglaubt, daß Ihr mir so viel

Theilnahme schenkt," erwiederte Bitsch, den das Gespräch zu ermüden schien.

„Habt Ihr mir doch erlaubt, edler Herr, zu wohnen in Liegnitz, und kann ich sicher gehen durch die Straßen, weil ich leb' unter dem Schutz eines so mächtigen Herrn, und ich sollt' nicht sein dankbar und kommen, wenn ich hör', daß Euch droht Gefahr!" entgegnete der Jude eifrig.

„Ihr bezahlt dafür Schutzgeld," bemerkte Bitsch trocken, „nun laßt es gut sein — ich dank' Euch für Euren guten Willen; aber der würdige Popplau ist der Letzte, den ich fürchten werde."

Der alte Abraham sah, daß weitere Vorstellungen bei dem stolzen Mann doch vergeblich bleiben würden, und indem er sich empfahl, murmelte er in den grauen Bart: „Er will nicht hören auf meine Warnung, da muß ich gehen und holen andere Hilfe."

Bitsch konnte sich durch die Mittheilung des Juden durchaus nicht beunruhigt fühlen. Herzog Johann stand nicht mehr mit einem Heere vor den Thoren; der arme Herzog war ein stiller Mann geworden, und still war auch jetzt der einst so heftige Lehnsstreit. Bitsch konnte trotz aller geheimen Achtsamkeit auf Herzogin Hedwig Nichts davon hören, daß die vertriebene Herzogstochter noch irgend Anstrengungen machte, in den Besitz von Liegnitz zu kommen. Die stolze Frau schien sich endlich in ihr Schicksal gefunden zu haben. Für eine etwaige Ueberraschung eines

auswärtigen Feindes war überhaupt durch einen sorgfältigen Wachtdienst gesorgt, und was wollte da das Treiben des schwachköpfigen Hieronymus bedeuten? — Es war dem Bürgermeister nicht entgangen, daß allerhand rohe Gesellen bei dem alten Popplau verkehrten; aber Bitsch fand nur darin die Verkommenheit des alten Mannes, der keine bessere Gesellschaft mehr auftreiben konnte; denn die Bürgerschaft hielt sich von ihrem ehemaligen Oberhaupte ganz fern. Ein Mann, der sich zum Verräther seiner Vaterstadt hergegeben, hatte bei den ehrlichen Bürgern für immer alle Ansprüche auf Achtung verwirkt.

Ganz andere Gedanken, als die Furcht vor Popplau, erfüllten Bitsch's Herz. Nach dem Weggehen des Juden und nachdem Ambrosius Licht herbei bringen lassen, durchwanderte er in alter Gewohnheit heftig das Zimmer, über seinem Lieblingsplan brütend. Seinem ehrgeizigen, hochfliegenden Geiste genügte es nicht, das Schicksal eines Herzogthums entschieden zu haben, weiter hinaus strebten seine Gedanken und umschlossen sein Vaterland, an dem seine ganze Seele hing. Durch das Gespräch mit dem alten Abraham war er wieder an jenen Abend erinnert worden, an dem er vor Eva seine kühnen Träume entfaltete. Der junge Adler hatte mächtig die Schwingen geregt . . . und seit langer Zeit fühlte Bitsch wieder einmal die Befriedigung eines Mannes, der sich muthig

an das Ziel gerungen hat, das ihm einst dunkel vorgeschwebt.

Hastiger durchwanderte Bitsch das Zimmer, da stand ihm, als er wieder zur Thüre schritt, plötzlich ein Mann gegenüber, den er am wenigsten bei sich erwartet hatte — sein Schwiegervater. Bitsch konnte nur mit Mühe einen Ausruf des Erstaunens unterdrücken.

„Ihr wundert Euch — ich bin in Eurem Hause ein seltner Gast geworden," begann der alte Rothe mit trübem Lächeln.

„Es ist nicht meine Schuld — ich bin Euch stets freundlich begegnet," erwiederte Bitsch. „Doch nehmt Platz! Eine wichtige Sache muß es sein, die Euch endlich zu mir führt."

„Das ist's," entgegnete Peter Rothe und setzte sich auf einen Stuhl, während Bitsch noch immer seine Wanderung durch das Zimmer fortsetzte. — „Ich kann's nicht länger mit ansehen, wie Ihr Euch mit sehenden Augen in einen Abgrund stürzt," fuhr der Weinherr ernst und nachdrücklich fort.

Bitsch hielt in seinen Wanderungen inne, und nachlässig die Hände auf dem Rücken haltend, sagte er mit leichtem Spott: „Habt Ihr Euch nur deshalb auf den Weg gemacht, um mich zurückzuhalten?"

„Ambrosius, hört endlich auf den Rath eines alten Mannes!" begann Peter Rothe wieder, ohne den Spott zu beachten: „Die Bürgerschaft grollt Euch,

weil Ihr überall mit Heftigkeit Euren Willen durchzusetzen sucht und nach Willkür schaltet, schlimmer als es die Herzogin je gemacht — das kann nimmer gut enden!"

„Warum nicht?" frug Bitsch, und die Hand vertraulich auf die Schulter seines Schwiegervaters legend, fuhr er fort: „Seid unbesorgt, die Piasten sogen Liegnitz aus und sannen nur, uns so viel Geld als möglich zu erpressen; ich aber sorge redlich für das Wohl der Stadt und bin bemüht, sie größer und mächtiger zu machen, als je vorher. Das wird man endlich erkennen, und dann hat es keine Noth."

„Niemand zweifelt, daß Ihr es gut mit Liegnitz meint," entgegnete der alte Rothe, „aber Alles sucht Ihr mit Gewalt durchzusetzen, und Ihr habt uns Alle unterjocht und den freien Willen genommen!"

„Man muß Euch zwingen, glücklich zu sein — biegen oder brechen! — das ist mein Wahlspruch," entgegnete Bitsch, und seine Augen blitzten. „Mehr aber als Alles," begann Peter Rothe — „erregt Eure Freundschaft mit dem Adel den Haß und das Mißtrauen der Bürgerschaft."

„Nun, macht Eurem alten Unwillen Luft, ich will Euch aufmerksam zuhören," sagte Bitsch und warf sich gemächlich in einen Lehnsessel, wie Jemand, der alt bekannte Redensarten nur mit halbem Ohr anzuhören braucht.

„Ihr habt nicht nur zwei Adelige in den Rath

gebracht, Ihr schützt auch den Adel, wo Ihr wißt und könnt —" fuhr Peter Rothe fort, ohne die Gleichgiltigkeit seines Schwiegersohnes zu beachten, „aber noch niemals hat einem Bürgerlichen der vertraute Verkehr mit dem Adel genutzt, und wenn Ihr zehnmal von Ladislaus geadelt worden — Ihr gehört doch nur zum Bürgerstand und müßt mit dem halten," setzte der alte Mann heftig hinzu.

„Die harten Köpfe der Bürgerlichen fassen so schwer das Gute, weil es ihnen fremd und neu ist — der Adel versteht und begreift rasch meine Pläne, und deshalb lieb' ich ihn," antwortete Bitsch.

„Ich hasse ihn," entgegnete Peter Rothe, und die Augen des alten Mannes glänzten wild und feurig. „Eh' wird's nicht gut, eh' wir nicht den Uebermuth dieser Herren brechen!"

„Ihr haßt den Adel, weil Ihr ihn nicht kennt," bemerkte Bitsch gleichgiltig.

Der alte Peter Rothe lachte ingrimmig. „Ihr kennt nicht den Adel, weil Ihr ihn nicht haßt! Rechnet nur nicht in der Stunde der Noth auf Eure neuen Freunde, sonst seid Ihr verloren!"

„Ich rechne auf Niemand, als auf mich selbst!" entgegnete Bitsch mit stolzem, sicherem Lächeln.

„Ihr rechnet gut, mögt Ihr Euch nie verrechnen!" sagte der alte Rothe höhnisch, den diese unbeugsame Ruhe erbitterte; dann schien er sich zu besinnen, und in einem herzlichen Tone, den er lange nicht mehr

gegen seinen Schwiegersohn angeschlagen, fuhr er fort: „Ambrosius, höre auf das Wort eines alten Freundes, der es redlich mit Dir meint, laß ab von diesem Wege, brich mit dem Adel und trotz' nicht länger der Bürgerschaft, oder es ist Dein Untergang!" Peter Rothe sagte die letzten Worte langsam und drohend.

Bitsch richtete sich im Sessel höher auf und entgegnete kalt und frostig: „Ich weiß, Ihr meint es gut mit mir, — aber laßt endlich Eure Abmahnungen, ich bin dessen müde. Der Bitsch ist stets seinen eigenen Weg gegangen und wird es auch bis an's Ende!"

„Bis an's Ende?" wiederholte Peter Rothe finster und stand unwillig auf. „Ihr hört nicht mehr auf mich, so helf' Euch Gott!" und schweren Herzens verließ der alte Herr nach kurzem Abschiedsgruß das Zimmer.

Bitsch sah ihm lange nach — wie fest und gestählt auch seine Brust worden in all' den auswärtigen Kämpfen, die er durchzumachen gehabt — jetzt, da sein Schwiegervater von ihm gegangen war, zuckte ihm doch ein tiefer Schmerz hindurch, denn er fühlte, daß sie nun erst geschieden waren, für immer geschieden. — Und der alte Mann hatte in wahrer, ehrlicher Freundschaft zu ihm gestanden, selbst in den bedenklichsten Augenblicken, und alle seine Pläne mit ihm erwogen und berathen. Warum mußte dieser letzte Freund sich von ihm wenden?

War denn seine Freundschaft mit dem Adel ein solch' unverzeihliches Vergehen? Und konnte man ihm in Wahrheit nachsagen, daß er darüber die Bürger unterdrücke? Nein, sein rastloses Streben verdiente nicht diese Verdächtigung.

Ambrosius Bitsch stützte den heißen Kopf in die Hand — die alte Schwermuth, die ihn seit dem Tode der Mutter so oft heimgesucht und ihn zuweilen noch härter und unzugänglicher gemacht hatte, beschlich ihn wieder. Düstere Ahnungen durchzitterten sein Herz. Vielleicht war all' sein Ringen vergeblich — und seine Sorgen um das Wohl der Vaterstadt wurden nie erkannt. Er konnte nicht anders, er mußte seinen trüben Gedanken Ausdruck geben und schrieb in das zufällig vor ihm aufgeschlagene Zinsbuch.

„Ich habe alle meine Kräfte und meine Gesundheit für die Vermehrung und Steigerung der Stadtrechte erschöpft. Möchte dieses doch auch im Dienste Gottes und zum Heile des Staates und allgemeinen Wohles geschehen sein. Der Vergelter alles Guten, der nichts Gutes im ewigen Leben unbelohnt läßt, möge auch dieses belohnen. Amen!" *)

---

*) Wörtlich: Dr. A. Sammter's Chronik von Liegnitz.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Es war am Johannistage des Jahres Vierzehnhundert und vier und fünfzig, als sich in Liegnitz eine eigenthümliche Aufregung zeigte. Die ganze Stadt schien in Bewegung, und in den Hauptstraßen wogte eine große Menschenmenge hin und her. An der Kirche zur lieben Frauen besonders schien ein Sammelplatz zu sein, dort hatten sich die Metzger eingefunden, Alle im Festkleid, und ein gesticktes Fähnlein mit dem Metzgerwappen wehte ihnen voran. Noch einige andere Zünfte, die Bäcker, Gerber und Schuhmacher, hatten sich angeschlossen, ebenfalls ihre Gewerksfahne mitgebracht, und jetzt setzte sich der lange Zug am hellen Tage in Bewegung und nahm seine Richtung durch die Burgstraße nach dem Marktplatze. Der alte Wüsthube und Peter Rothe standen an der Spitze des Zuges, der erst vor dem Rathhause still hielt. Eine Menge neugierigen Volkes lief daneben her, und der Marktplatz war bald überfüllt von Leuten, die diese Gelegenheit benutzten, um durch tolles

Geschrei sich bemerklich zu machen. Die Wenigsten wußten, was der eigentliche Zweck dieses Aufzuges sei. Den Meisten genügte zu bemerken, daß man vor das Rathhaus zog, um einmal ein ernstes Wort mit dem Rath zu reden.

„So ist's Recht, der Rath muß endlich in Ordnung gebracht werden!" ließen sich Einige vernehmen. „Der Bürgermeister Bitsch treibt es auch zu arg, das muß ein Ende nehmen," riefen Andere.

„Was treibt er denn zu arg?" frug der starke Schmied, der noch immer zu Bitsch hielt und nicht vergaß, daß er einst im Rathskeller so vertraulich mit ihm gesprochen hatte.

Die Schreier wurden verlegen und verstummten. Eigentlich wußten sie Bitsch gar Nichts vorzuwerfen; sie sprachen nur die Meinung der Uebrigen nach; aber Frau Wolf, die sich in das dichteste Gewühl zu drängen gewußt und die Antwort des Schmiedes gehört hatte, rief sogleich: „Was er zu arg treibt? er tritt auf uns herum, als ob wir seine Hunde wären!" und trotz des Gedränges die fleischigen Arme unterstemmend, fuhr sie heftig fort: „Hält er es nicht mit dem Adel? sucht er nicht die Bürger zu unterdrücken? Und ist es nicht himmelschreiend, daß er den jungen Wüsthube, der damals in der Schlacht ihm das Leben gerettet und tapferer als Alle gefochten hat, noch immer aus der Stadt bannt?"

„Oho, ich war auch in Waldau und hab' meinen Mann gestellt," entgegnete der Schmied.

„Stolz und hochmüthig ist Bitsch," fuhr Frau Wolf fort, ohne auf den Einwurf des Schmiedes zu achten, „er will Niemand Dank schuldig sein, aber Leute, heut haltet Euch wacker, heut kommt er endlich zu Falle!" und mit diesen Worten drängte sich die kleine rührige Frau durch die Menge, um an einer andern Stelle ihre Hetzereien mit gewohntem Eifer fortzusetzen. Der Rath der Stadt war eben in einer Sitzung beisammen, als einige Stadtdiener in großer Bestürzung in den Rathssaal traten und von dem Aufzuge der Innungen Bericht erstatteten.

Bis auf den alten Kochenschreiber bestand jetzt der Liegnitzer Rath aus neuen Mitgliedern, und sie Alle verloren bei dieser Nachricht die Fassung. Die beiden Herren vom Adel besonders schienen zu ahnen, daß sich der Sturm gegen sie wenden wolle.

„Was soll das bedeuten? das haben die Bürger nie gewagt, wir sind verloren!" rief man ängstlich durcheinander. Nur Bitsch verlor seine besonnene Haltung keinen Augenblick; er stand auf, trat an's Fenster und blickte ruhig über den Marktplatz, der jetzt Kopf an Kopf gedrängt voll Menschen stand.

Aus dem Gewühl hob sich der Aufzug der Innungen wie ein breites starkes Band deutlich ab. Das scharfe Auge des Bürgermeisters erkannte sogleich die an der Spitze des Zuges stehenden Männer, und

sein blasses Gesicht röthete sich ein wenig. „Ah, also deshalb war er zu mir gekommen?“ murmelte er vor sich hin, „ich hätte es ahnen können, daß er irgend einen Streich gegen mich im Schilde führte,“ und sich rasch entschlossen zu den Rathsdienern wendend, befahl er ihnen: „Sagt den Leuten da unten, sie sollen sich entfernen oder uns sagen lassen, was sie wollen!“ Bitsch blieb am Fenster stehen und verfolgte aufmerksamen Blickes die Wirkung, die seine Aufforderung ausüben würde. Er sah die Rathsdiener auf Peter Rothe und den alten Wüsthube zuschreiten und bemerkte, wie sie ihre Botschaft ausrichteten. Peter Rothe sprach zuerst, und der Wind trug den Schall seiner Worte zu Bitsch herauf.

„Wir sind gekommen, um den Liegnitzer Rath endlich aufzufordern, ein ungerechtes Urtheil aufzuheben und den jungen Siegismund Wüsthube des Bannes ledig zu machen, und weil der Rath nicht mehr auf die Bitten des Einzelnen hören will, kommen wir insgesammt, aber in alter, guter Ordnung, um frei und öffentlich Gerechtigkeit und Gehör zu fordern.“

Ein Jubelruf der Menge begleitete die Rede — dennoch wurde das Volk auch jetzt noch von der ruhigen Haltung der Bürger in Schranken gehalten. Gerade daß der eigene Schwiegervater gegen Bitsch aufzutreten wagte, gab dem ganzen Vorgange ein eigenthümliches und bedeutendes Gepräge. Obwohl

der alte Mann fest und sicher seine Forderung gestellt hatte, zuckte jetzt doch über sein Antlitz ein tiefer Schmerz. Es mußte ihm viel gekostet haben, eh' er dahin gekommen war, einen Mann öffentlich anzugreifen, dem er jahrelang die ehrlichste Freundschaft geschenkt und selbst das Geschick seines einzigen Kindes anvertraut hatte. Und wenn auch Bitsch nachgab, wie Peter Rothe hoffte, diese Demüthigung verzieh' ihm der stolze Mann nimmer. Das wußte der Weinherr — dennoch hatte er nicht anders handeln können. — Es war der letzte gewagte Schritt, um Bitsch von seinen Irrwegen abzubringen, und er schien nicht einmal dem alten Rothe gefährlich. Er glaubte die Bewegung nach seinem Gutdünken lenken und ihr im letzten Augenblick noch Stillstand gebieten zu können — doch die Leidenschaft eines einmal aufgeregten Volkes ist wie ein entfesseltes Roß — es schleift Diejenigen in den Abgrund, die ihm in die Zügel fallen wollen.

Bitsch hatte kaum die Aufforderung gehört, als er sich ruhig lächelnd an die Rathsherren mit den Worten wandte: „Noch hat es keine Gefahr; bleibt ruhig auf Euren Stühlen, ich will allein hinaustreten und den Sturm beschwören.“

„Um Gottes Willen, geht nicht!“ bat der alte Kochenschreiber, „hört Ihr nicht das Volk! es wird Euch in Stücke reißen und uns Alle!“

„Habt keine Sorge!“ antwortete Bitsch, eilte aus

dem Saale, und wie er jetzt mit wahrhaft königlichem Anstand auf der Rathstreppe erschien, gebieterisch die Hand ausstreckte und durch diese Geberde Schweigen gebot, wurde es auch wirklich still auf dem weiten Platze, und die Menge horchte in gespanntester Erwartung auf seine Rede.

Mit fester, lauter Stimme wies Bitsch die Forderung des alten Rothe zurück und erklärte in beredten Worten, daß überall Zucht und Ordnung herrschen und die einmal erlassenen Verordnungen festgehalten werden müßten, wenn sich nicht alle Bande lösen und die Stadt dem Untergange entgegengehen solle. In begeisterter, hinreißender Beredtsamkeit zeigte er dann, wie mächtig sich Liegnitz seit der Vertreibung der Piasten aufgeschwungen, und dies Ziel nur erreicht worden sei durch das feste Zusammenstehen der Bürger, — die für ihre Freiheit Gut und Leben eingesetzt hätten; aber die Freiheit nach außen sei nur dann möglich, wenn im Innern ein festes Regiment herrsche und die Gesetze ohne Ansehen der Person gehandhabt würden. Ob der Sohn eines Innungs-Aeltesten oder der ärmste Knecht dem Stadtbann verfallen sei, das bleibe sich gleich und dürfe den Rath der Stadt nicht bewegen, zu Gunsten des Ersteren eine Ausnahme zu machen.

„Ich habe niemals gezaudert, wo es galt die Rechte der Bürger zu vertheidigen —" fuhr dann Bitsch fort — „jeder Gefahr hab' ich kühn getrotzt

und jahrelang darnach gerungen, Euch frei und glücklich zu machen. Ich fordere keinen anderen Lohn von Euch, als daß Ihr mir vertraut und nicht mit Forderungen kommt, die ich nie erfüllen kann, weil sie gegen das Gesetz sind."

Zuletzt forderte der Bürgermeister auf, ruhig auseinander und nach Hause zu gehen. Noch einmal zeigte Bitsch, welche Macht er über die Gemüther besaß; als er seine Rede beendigt hatte, herrschte auf dem Marktplatze eine lautlose Stille. — Niemand wußte Etwas zu entgegnen, und nur leise flüsterte man sich zu: „Es ist doch ein gewaltiger Herr!" Selbst der alte Wüsthube wagte kein Wort der Erwiederung, er ließ den Kopf muthlos auf die Brust sinken und verzweifelte nun, daß er je die Erfüllung seines Lieblingswunsches erreichen und seinen Sohn vom Stadtbanne befreien würde.

Ueber das vom Sprechen geröthete Antlitz des Bürgermeisters glitt ein befriedigtes Lächeln; er sah die mächtige Wirkung seiner Rede, und daß die rathlose Menge nicht wußte, ob sie Bitsch's Aufforderung Folge leisten oder noch Weiteres abwarten solle.

Bitsch bemerkte die Unentschlossenheit der Masse und wollte sie klug benutzen, schritt deshalb die Rathhausstufen vollends hinunter, und sich durch die Menge drängend, sagte er freundlich: „Laßt mich durch, ich will nach Hause gehen, und ich hoffe, Ihr folgt meinem Beispiel." Ueberall machte man ihm bereitwillig Platz,

und nach allen Seiten grüßend und seine Aufforderung wiederholend, schritt er über den Marktplatz und seinem Hause zu. Wohl bemerkte Bitsch, daß man ihm nicht wie früher entgegenjubelte, daß sich die Menge ruhig verhielt, und zum erstenmal fühlte er den Schmerz über die wandelbare Volksgunst — dennoch konnte er gewahren, daß er das rechte Mittel getroffen hatte, um die aufgeregte Menge zu beruhigen. Bereits begann sich der dichte Menschenknäuel zu entwirren, und der Marktplatz zu lichten; aber kaum hatte sich Bitsch in sein Haus zurückgezogen, als ein wilder Haufe schreiend und lärmend die Frauengasse heraufkam und zum Rathhaus drängte. Es waren wilde, rohe Gesellen, die mit Stangen und Knütteln bewaffnet, halbtrunken vorwärts stürmten und mit ihrem Geschrei: „Schlagt die Rathsherren todt, die Hunde!“ auf dem Schauplatz erschienen und der Sache plötzlich eine andere Wendung gaben.

Bald hatte sich verlorenes Volk dem betrunkenen Gesindel angeschlossen, und einer der verwegensten Burschen rief über den Marktplatz hinweg: „Helft uns nur, Leute, wir wollen den Stadtseckel etwas leichter machen!“ Diese Aufforderung fand nur ein zu williges Gehör. Sobald die Aussicht auf Beute winkt, finden sich stets Genossen, und das plünderungslustige Gesindel schwoll zu einem immer größeren Haufen an.

Einzelne Bürger hatten sich bereits nach Hause

begeben, und die Anderen, die sich noch vor dem Rathhaus befanden, mischten sich zwar nicht in den Pöbel, aber sie wehrten auch nicht seinem tollen Treiben und ließen es ruhig geschehen, daß jetzt das aufgeregte Gesindel die Thür des Rathhauses mit scharfen Aexten einzuhauen und in's Rathhaus zu dringen suchte.

Nur Peter Rothe wollte sich dem entgegensetzen; er gewahrte mit Schrecken, daß die von ihm eingeleitete Bewegung eine ganz andere Gestalt erhielt und Alles über den Haufen zu stürzen drohte.

„Meister Wüsthube, wir müssen dem Unfug steuern, um Gotteswillen, das ist unerhört! sie schlagen wirklich die Thüren ein! —" rief Peter Rothe erschrocken.

Der alte Wüsthube rührte sich nicht; ruhig blickte er auf die Vorgänge, nur wenn die Axthiebe kräftiger und derber gegen die Thür geführt wurden, glänzten seine Augen.

„Freunde! wir dürfen das nimmer geschehen lassen, sonst gehen wir Alle zu Grunde!" wandte sich Peter Rothe zu den Metzgern, die sich wie ihr Aeltester nicht vom Flecke rührten. „Meister Wüsthube, Ihr müßt dem Greuel Einhalt thun," fuhr der Weinherr eifrig fort. Der alte Mann schüttelte sein graues Haupt und schwieg. Er wußte sehr gut, daß ihm nur auf diesem Wege sein sehnlichster Wunsch in Erfüllung ging. „Nun, so will ich allein mich dem Gesindel entgegenstellen!" rief der alte Rothe verzweifelt und wollte sich zu der Thür des Rath-

hauses drängen. Es war zu spät — ein letzter, kräftiger Axthieb, und die Thür war endlich krachend zusammengebrochen. Nun wälzte sich die Menge, wie ein wilder Bergstrom, durch die schmale Oeffnung und ergoß sich stürmisch durch die weiten Räume des Rathhauses. Der alte Peter Rothe stieß einen tiefen Schmerzensschrei aus und sank halb ohnmächtig zusammen. Ueber ihn hinweg stürmte die von wilden Leidenschaften aufgestachelte Menge. Aus mehreren Wunden blutend, an Geist und Körper gebrochen, so trug man den alten Mann nach Hause.

Die Rathsherren hatten schon freier aufgeathmet, als sie bemerken konnten, daß es Bitsch dennoch gelungen war, die Gemüther zu beruhigen und die Menge zum Auseinandergehen zu veranlassen; da gewahrten sie plötzlich den von der Frauengasse herstürmenden bewaffneten Volkshaufen, und die alten Herren verloren den Kopf. Sie standen eine Weile rathlos, denn mit der Abwesenheit Bitsch's sank ihnen völlig der Muth. Nur an ihre persönliche Rettung denkend, ließen sie die Thüren des Rathhauses schließen und erwarteten in Todesangst ihr Schicksal. — Der alte Kochenschreiber schrumpfte förmlich zusammen und sah sich vergeblich im Saale nach einem geeigneten Versteck um, und er wollte endlich unter den Tisch kriechen; aber die übrigen Rathsherren hielten ihn davon zurück und erklärten ihm, daß ihn das Volk doch finden würde, und es für den ganzen

Rath um so schimpflicher sei, wenn einer der Herren unter dem Tisch hervorgezogen würde.

Immer näher drang der tolle Haufe. Die Rathsherren hörten Thüren einschlagen, Geschrei und Gelächter, und jetzt drangen schon die Vordersten der Aufrührer in das benachbarte Archiv und rissen in toller übermüthiger Lust die kostbarsten Pergamente in Fetzen. Man zertrat die Wachssiegel und schrie: „Was sollen uns die Wische! Geld wollen wir haben, die Kasse müssen wir plündern!“ und im nächsten Augenblick war auch schon die Thür zum Rathssaal erbrochen.

„Da sind die Verräther, schlagt sie nieder!“ schrie der wüthend hereinstürzende Haufe wild durcheinander.

„Nein, vorher müssen sie das unrechte Gut herausgeben, das sie uns ausgepreßt!“ rief der hungrige Schneider, der schon bei dem Brande des Judengefängnisses sich als beutelüsterner Schwätzer erwiesen hatte.

„Die Schlüssel zu den Kassen!“ herrschten Andere die Rathsherren an und schwangen drohend ihre Knüttel.

„Was macht Ihr lange Federlesens, schlagt sie todt!“ riefen die Nachdrängenden, und die Vordersten des rohen Haufens begannen bereits sich thätlich an den Rathsherren zu vergreifen.

„Hier habt Ihr die Schlüssel!“ keuchte der alte Kochenschreiber unter den rohen Fäusten einiger Trunkenbolde.

Die Meisten stürmten heulend und jubelnd nach der städtischen Kasse, zu der ihnen ein wegen lüderlichem Lebenswandel davon gejagter Rathsdiener den Weg wies. Nur Einzelne blieben zurück, meist diejenigen, die wegen irgend eines Vergehens vom Rath bestraft worden und jetzt an den armen Rathsherren ihr Müthchen kühlen wollten. Die Rathsherren wurden gebunden und unter wildem Hohn und rohem Gelächter in das städtische Gefängniß geschleppt.

Auch die andern Aufrührer waren nicht müssig gewesen, sie waren wie rasend auf das Kassengewölbe losgestürzt, und hier erst, wo es galt, den städtischen Schatz zu plündern, entstanden die rohesten und entsetzlichsten Auftritte. Alles drängte sich mit furchtbarer Wuth in die Thür, und der eben noch einmüthige Haufe schlug jetzt wild und zornig auf einander los.

Die Kasten waren durchaus nicht so reichlich gefüllt, als die beutegierige Menge erwartet hatte — dafür hatte Bitsch schon in seinem rastlosen Baueifer gesorgt; dennoch schlug man sich um jeden Heller. Kaum daß einer der Aufrührer einen Griff in den Kasten gemacht hatte, wurde er schon bei Seite gedrängt und ihm das Geld aus den Händen gerissen. Niemals ist die Menge entsetzlicher, als wenn sie um einen Genuß ringt, der nicht für Alle in ausreichendem Maße vorhanden, dann ist sie immer nur das wilde Thier, das in wahnsinniger Wuth auf seine Beute stürzt.

Der Tiger hatte Blut geleckt. — Die Leidenschaften des rohen Haufens waren einmal entfesselt und die Beute viel zu gering, um Alle zufrieden zu stellen. Einige hatten ja noch ihre Aexte und Brechstangen in der Hand, und da es so leicht gewesen war, das Rathhaus zu erbrechen, entstand wie von selbst der Gedanke, auch noch anderwärts dieses „Anklopfen“ zu versuchen.

„Hier ist jetzt Nichts mehr zu finden, wir wollen nun die reichsten Leute der Stadt besuchen!“ schrie ein betrunkener Metzgerknecht. Der Vorschlag wurde mit ungeheurem Jubel aufgenommen. Die Menge drängte wieder dem Ansgang zu und wälzte sich jetzt mit noch tollerem Geschrei durch die Straßen. Zum Glück zertheilte sich der Haufen; Jeder glaubte eine größere Beute zu haben, wenn er nur mit wenigen Genossen in ein reiches Geschlechterhaus zu dringen suchte, und deshalb war es manchem muthigen Manne möglich, mit seiner Dienerschaft die frechen Eindringlinge abzuweisen und sein Haus vor Plünderung zu schützeu.

Bitsch brauchte der Ruhe, um sich von den eben erlebten aufregenden Auftritten zu erholen. Er warf sich erschöpft in seinen Sessel und stützte sinnend den Kopf in die Rechte. Es drückte doch einen tiefen Stachel in sein Herz, daß sein eigener Schwiegervater sich ihm heut entgegengestellt hatte, und beinahe muthlos starrte er düster und schwermüthig zu Boden.

„Ich habe mich verzehrt in Sorge für diese Leute," murmelte er vor sich hin, „jetzt stellen sie sich wild und trotzig vor mich hin und fordern, daß ich mich allein ihrem Willen füge! Vielleicht hat der alte, schwachköpfige Hieronymus doch Recht — die Welt lohnt wie der Bock, wenn er Hörner kriegt! Sagte er nicht damals so? — Nein, ich will nicht müde werden!" fuhr Bitsch in seinem Selbstgespräch fort und schnellte von seinem Sessel empor. „Sie sollen es nicht zum zweitenmal wagen, mir in's Angesicht zu trotzen, sie müssen lernen, sich zu fügen, dann erst kann ich das Ziel erreichen, das ich mir gesteckt!" und hastiger durchwanderte Bitsch das Zimmer.

Da stürzte in wilder Aufregung seine Frau herein und rief mit angsterfüllter Stimme: „Rette Dich, Ambrosius — sie kommen schon und suchen Dich!"

„Walpurg, was hast Du? Wer sucht mich?" frug der Bürgermeister.

„Die Aufrührer!" stieß Walpurg hastig hervor.

Bitsch warf einen Blick durch das Fenster und sah einen aufgeregten Volkshaufen durch die Burgstraße stürmen. Er trat an's andere Fenster und gewahrte, wie der von der Frauengasse herbeigeeilte Pöbelhaufen bereits zum Rathhaus drängte. Bleich und düster starrte er einen Augenblick auf diese Vorgänge, die an einem Aufruhr nicht mehr zweifeln ließen, dann aber raffte er sich gewaltsam auf und sagte mit fester

Stimme: „Sei ohne Sorge, Walpurg, ich werde sie zur Ruhe bringen!"

„Um Gottes Willen, willst Du in den sicheren Tod gehen!" rief Walpurg erschrocken.

„Ich werd' Dir zeigen, daß ich auch noch über diese trunkene Menge Gewalt habe!" entgegnete Bitsch und wandte sich zur Thür.

„Nein, Ambrosius, ich lasse Dich nicht fort!" rief Walpurg in entsetzlicher Angst und warf sich an ihres Mannes Brust. „Hörst Du das wilde Geschrei, sie schlagen schon an unsere Thür — flieh', geliebter Mann — eh' Dich diese wüthende Menge in Stücke reißt!"

Wirklich waren auch schon die ersten Angreifer an Bitsch's Thür angelangt und machten sich mit wildem Geheul daran, die Thür einzuschlagen. Wüste, rohe Drohungen erfüllten die Luft. Bitsch gewahrte wohl, daß diese leidenschaftlich erregte Menge seinen Beschwichtigungsworten unzugänglich sein würde, und von dem liebevollen Drängen Walpurg's mit fortgerissen, eilte er die Treppe hinunter und suchte fast willenlos eine Thür auf, die zu einem unterirdischen, im Rathhause ausmündenden Gange führte. Vielleicht hatten seine Vorfahren diesen Gang anlegen lassen, um unbemerkt im Rathhause erscheinen zu können. — Jene alte Zeit hatte nun einmal eine besondere Neigung für geheime Wege. — War Bitsch erst im Rathhaus angelangt, dann war er auch ge-

rettet, denn von dort erst führte ein anderer unterirdischer Weg bis zum Schlosse, den Bitsch in jener Nacht benutzt hatte, als er Herzogin Hedwig überraschen wollte.

Noch ehe Bitsch in unsicherer Hast das Schloß dieser Thür öffnen konnte, hatten die Aufrührer schon die Thür des Hauses gesprengt, und nun stürzte die Menge mit wildem Siegesgeschrei herein. Allen voran eilten zwei Weiber mit vor Wuth und Haß entstellten Gesichtern. Dem einen Weibe flatterte brennend rothes Haar wild und aufgelöst um den Nacken, und mit funkelnden Augen schien es jeden Winkel des Hauses durchstöbern zu wollen; es war Frau Wüsthube. Ihre Begleiterin hatte wieder ihre weiße Schürze vorgebunden und sah so frisch und sauber aus, als stände sie hinter ihrer Fleischbank. Die Kleidung der Frau Wolf verrieth Nichts von jener wilden Aufregung, die sich schon im Aeußeren der Frau des Metzger-Aeltesten bekundete; aber in ihrem Innern tobte es nicht minder heftig, und auch sie lief mit rasender Eile über den Flur und wollte schon die Treppe hinaufstürzen, als sie durch einen wilden Freudenschrei von Frau Wüsthube zurückgehalten wurde. „Da ist er — eilt ihm nach!“ rief sie mit gellender Stimme und zeigte auf die Thür, in der eben Bitsch verschwunden war. Ihre von Haß und Wuth geschärften Augen hatten trotz der Dunkelheit bemerkt, daß sich die Thüre leise bewegt hatte,

die Bitsch vorsichtig hinter sich zuzuziehen versucht. Noch ehe Bitsch die Thür schließen konnte, riß sie die Menge wieder auf, und die Verwegensten drangen dem Bürgermeister nach. Der halb verfallene Gang hinderte Bitsch an einer raschen Flucht; wenige Augenblicke später fühlte er sich schon von starken Armen umfaßt; vergeblich suchte er sich denselben zu entwinden, er strauchelte unglücklicher Weise über Geröll, eine fernere Gegenwehr war damit unmöglich, und trotz seiner Versicherung, daß er sich nun freiwillig in die Hände seiner Feinde liefern wolle, zerrte man ihn gewaltsam aus dem Gange hervor, und ein wildes Hohngelächter begrüßte bei seinem Heraustritt aus dem Gange den unglücklichen Mann. Seine Kleider waren zerrissen, seine Hände bluteten; aber das einmal aufgeregte Volk hat niemals Mitleid mit einer gefallenen Größe und tritt sie erbarmungslos vollends in den Staub.

Als Bitsch wieder auf dem Flur erschien, fiel sein erster Blick auf die beiden Frauen, die sich jetzt übermüthig an ihn herandrängten und in den giftigsten Worten ihrem Herzen Luft zu machen suchten. — „Wollt' Ihr nun so gnädig sein und den Bann über meinen Sohn aufheben?“ höhnte Frau Wüsthube. „Werdet Ihr noch ehrliche Bürger henken lassen?“ frug Frau Wolf.

„Was soll das Geschwätz! Schlagt ihn nieder, den Adelsfreund, den Verschwender!“ rief die Menge.

Schon erhoben sich Eisenstangen und Knüttel, um diese Drohung wahr zu machen, da drängte sich Walpurg in Todesangst durch die Menge und warf sich schützend an die Brust ihres Mannes. Sie war im Zimmer geblieben und hatte gehofft, daß die Aufrührer zuerst in die Wohnzimmer des Bürgermeisters stürzen und sie dann das wüthende Volk so lange würde aufhalten können, bis ihr Mann völlig in Sicherheit. Als die Menge dennoch unten im Hausflur blieb, trat Walpurg heraus, lauschte angstvoll an der Treppe und hörte zu ihrem Entsetzen, daß Ambrosius dennoch verloren sei.

Einen Augenblick stutzte die Menge, und als Walpurg schmerzlich ausrief: „Was hat er Euch gethan? Er hat Euch alle Wohlthaten erwiesen und für den Aermsten stets eine offene Hand gehabt!“ schienen diese Worte nicht ohne Eindruck zu bleiben. Die erhobenen Knüttel senkten sich, und Einige aus der betrunkenen Rotte murmelten schon: „Lassen wir ihn in Frieden!“ Die beiden Weiber hatten kaum die günstige Wirkung bemerkt, die das Auftreten Walpurg's für Bitsch im Gefolge hatte, als sie wie rasend die Menge zu neuem Angriffe aufstachelten. „Ihr werdet doch nicht feig zurückweichen? Wenn Ihr ihn jetzt frei laßt, dann wird er Euch noch ganz anders auf dem Nacken sitzen, entweder ist er — oder wir Alle sind verloren!“

Die Verwegensten der trunkenen Menge ließen

sich von Neuem zu Gewaltthätigkeiten hinreißen und versuchten jetzt Walpurg von ihrem Gemahl hinweg zu drängen, die mit einem Arm den Nacken desselben umschlungen hielt, während sie den anderen vor sich ausstreckte, als könne sie hiermit die rohen Angreifer abwehren.

Wie verwandelt war die stille gelassene Frau; die Stunde der Gefahr hatte sie zur Heldin gemacht, und Bitsch, der trotz seiner gefährlichen Lage nicht die Besinnung verlor, drückte heut zärtlicher seine Frau an sich, und sein glänzender Blick schien zu sagen: „Ich ehre und bewundere Deinen Muth!" Er verzichtete aber darauf, seine Angreifer umzustimmen, und schien sein Geschick zu kennen. Ruhig, beinahe lächelnd ruhte sein Blick auf dem Gesindel, das er zu tief verachtete, um sich jetzt vor ihm durch ein Wort der Bitte zu retten.

Walpurg aber, die rasch die heftigsten Feinde ihres Mannes erkannt hatte, wandte sich an die beiden Frauen. „Habt Barmherzigkeit!" flehte sie mit weicher, rührender Stimme, „denn Euch ziemt es am wenigsten, zu roher Gewaltthat aufzustacheln!"

„Hat er Barmherzigkeit gehabt, als ich ihn bat, meinen Sohn freizugeben?" rief Frau Wüsthube mit wutherstickter Stimme, und ihr Gesicht verzerrte sich, die Augen traten aus ihren Höhlen heraus, und knirschend, ihrer Sinne kaum mächtig, wiederholte

sie: „Schlagt ihn nieder, den hochmüthigen, stolzen Mann!"

„Hat er Barmherzigkeit an meinem Manne geübt?" ließ sich jetzt auch Frau Wolf vernehmen. „Er hat ihn verfolgt von dem Tage an, da er nach Liegnitz kam, und nicht eher Ruhe gehabt, bis —" Thränen erstickten ihre Stimme, und sie fuhr mit der weißen Schürze an ihre Augen.

Da gewahrte Walpurg mitten in der Menge das bleiche, kalte Gesicht Pater Benedetto's, und nur von dem Gedanken der Rettung ihres Gemahls beseelt, stürzte sie rasch auf den Mönch zu und sank vor ihm auf die Kniee. „Pater Benedetto, rettet meinen armen Mann," jammerte die geängstigte Frau — „Ihr allein könnt es!"

In den Augen des Dominikaners blitzte es unheimlich auf; ein triumphirendes Lächeln glitt über sein starres Antlitz, und er sagte kalt und gleichgiltig: „Es ist zu spät!"

Doch in dem Augenblick, in dem Walpurg sich dem Mönch zugewandt hatte, war auch schon Bitsch von der tobenden Menge völlig umringt und jetzt zu Boden gerissen worden, vielleicht in der nächsten Minute schon war er eine blutige Leiche. Da trat Pater Benedetto rasch dazwischen: „Nehmt ihn gefangen, aber tödtet ihn nicht!"

Pater Benedetto schien den Haufen geleitet zu haben, denn die Menge gehorchte sofort seinem Befehl

und versuchte jetzt nur, den Bürgermeister zu fesseln. Es war nicht die Bitte Walpurg's, die den Dominikaner bewog, im letzten entscheidenden Augenblick einzuschreiten; es war nur der Wunsch, seinen Feind lebendig in die Hände zu bekommen, um sich längere Zeit an seinem Unglück weiden zu können. Walpurg, die nur die Wirkung ihres Schutzes sah, dankte dem Mönch, der jetzt an Bitsch herantrat, in beredten Worten.

„Sagte ich Euch nicht, daß Ihr es werdet büßen müssen, mich getäuscht zu haben?“ bemerkte Pater Benedetto, und seine funkelnden Augen zeigten die Freude über den Sturz des Feindes.

Bitsch verlor keinen Augenblick seine edle, stolze Haltung; er blickte dem Dominikaner mit ruhigem Lächeln in die Augen, als wolle er sagen: „Deine Pfeile treffen mich nicht!“ aber er schwieg.

Der Mönch biß sich im Unmuth auf die Lippen, er hatte gehofft, daß Bitsch über seinen plötzlichen Sturz die größte Wuth und Verzweiflung zeigen würde. „Führt ihn in's Gefängniß!“ befahl Pater Benedetto, und die tolle, aufgeregte Menge bemächtigte sich des Bürgermeisters und suchte ihn unter wildem Hohngelächter fortzuschleppen. Walpurg wollte sich noch einmal dem rohen Volk entgegenwerfen; aber Bitsch hielt sie von diesem ohnehin vergeblichen Versuch zurück. „Lebe wohl, Walpurg, ich danke Dir für Deine Liebe, die ich heut erst ganz erkannt!“ sagte er weich und mild. Sein Gesicht verrieth nicht im mindesten,

was in seinem Herzen vorgehen mochte; noch einmal rief er seiner Frau „Lebe wohl“ zu, und dann sich in seiner ganzen Hoheit aufrichtend, sagte er kalt: „Hinweg! Ich bin stets allein gegangen,“ und die Macht seines Blickes scheuchte die frechen Burschen, die wieder Hand an ihn legen wollten, wirklich zurück.

Walpurg sank ohnmächtig zusammen, und jetzt waren es die beiden Weiber, die noch vor wenigen Augenblicken wie Furien getobt, die sich am aufmerksamsten mit der bewußtlosen Frau beschäftigten und damit doch ihre Weiblichkeit nicht ganz verleugnen konnten.

In den Straßen tobte noch immer der Aufruhr fort. Die meisten Bürger hatten sich in ihre Häuser eingeschlossen und wagten nicht mehr, dem immer trunkener, immer rasender werdenden Gesindel entgegen zu treten. Die Thore der Stadt waren geschlossen; aber auch außerhalb der Stadtmauern schien der Aufruhr zu toben, denn zu derselben Zeit, als in der Stadt das Rathhaus und die Wohnung des Bürgermeisters gestürmt wurden, zog an der Stadtmauer ein dritter Haufen vorüber, der meist aus trunkenen Bauern und Knechten bestand und in das herzogliche Schloß zu dringen suchte. Die wilde Rotte schien besser bewaffnet zu sein. Einige der trunkenen Burschen trugen alte Schießwaffen, andere Schwerter — auch sie suchten durch wüstes Lärmen und Schreien Schrecken zu verbreiten. An der Spitze dieses Zuges

stand der junge Wüsthube. Wie toll sprang er den Andern voran, ein Schwert in der Hand schwingend, stieß er von Zeit zu Zeit einen Freudenschrei aus. Er hatte auf dem Wege seine Mütze verloren, und sein rothes Haar glänzte heut noch feuriger als sonst im Sonnenlicht.

Die wilde, aufrührerische Menge war eben vor dem Glogauer-Thor angekommen und wollte jetzt gegen das Schloß anstürmen, da kam ihr auf schaumbedecktem Rosse ein Reiter entgegen gesprengt, rief hastig und gebieterisch: „Aus dem Wege!" und versuchte den Menschenhaufen zu zertheilen. Vielleicht hätte die eingeschüchterte Rotte dem Reiter Platz gemacht; doch der junge Wüsthube fiel sogleich dem Pferde in die Zügel und rief zornig: „Nichts da, man reitet uns nicht über den Haufen wie alte Zaunpfähle!"

„Aus dem Wege!" wiederholte der Reiter und machte eine drohende Geberde.

„Wer seid Ihr, und wo wollt Ihr hin?" frug Siegismund Wüsthube keck und hielt noch immer den Zügel des Pferdes fest.

„Hast Du danach zu fragen?" antwortete der Reiter. „Haltet mich nicht auf, ich muß in die Stadt! Ich denke, Bursche, Du solltest mich noch kennen und am wenigsten die Frechheit haben, meinem Ziska in die Zügel zu fallen!" Der Reiter schlug sein Visir zurück.

„Ah, Hermann Czetteritz!" rief der junge Wüst-

hube mit wuthverzerrtem Antlitz; „Freunde! hier haben wir den Schwager unseres Bürgermeisters, er will ihm zu Hilfe kommen; reißt ihn herunter von der Mähre!“

Kaum hatte Siegismund Wüsthube dies Wort ausgesprochen, als auch schon eine Menge derber Fäuste nach dem Herrn von Czetteritz langen und ihn vom Pferde zerren wollte. Rasch zog Czetteritz sein Schwert, und auf den ersten Angreifer sauste es mächtig hernieder, daß dieser zusammenbrach. Auch der junge Wüsthube ließ den Zügel des Pferdes los und trat einige Schritt zurück. Jetzt setzte Hermann seinem edlen Roß die Sporen ein und brach sich mit erhobenem Schwert, muthig durch die wilde zornige Menge Bahn. Schon war er wenige Schritte vom Glogauer-Thor entfernt, da traf ein von geschickter Hand geschleuderter Stein so gewaltig sein Gesicht, daß er zu taumeln begann, und noch ehe sich der Ritter von Neuem aufraffen konnte, war er vom Pferde gerissen und ein Opfer seiner Feinde.

„Hab' ich Dich gut getroffen?“ jauchzte der junge Wüsthube und stieß ein Hohngelächter aus. Von allen Seiten drang jetzt die Bande auf den Wehrlosen ein. Czetteritz sah sich verloren. „Armer Freund, ich hab' Dich nicht retten können!“ seufzte er. Noch einige Schläge fielen auf des Ritters bereits blutendes Haupt. „Beatrix!“ rief er noch einmal schmerz-

lich und hauchte wenige Augenblicke später unter den Streichen der wilden Rotte seine Seele aus ...

Durch diesen blutigen Auftritt war das trunkene Gesindel noch wilder und übermüthiger geworden, und mit größerer Keckheit zog man jetzt vor das Schloß. Auf die erste Aufforderung des jungen Wüsthube öffneten sich schon die Thore; Niemand setzte den frechen Angreifern Widerstand entgegen. Der auf dem Schlosse hausende kaiserliche Hauptmann Protzky hatte sich zu schwach gefühlt, um mit seinen wenigen Leuten dem anstürmenden Feinde zu trotzen, und war entflohen. Es war ihm noch geglückt, im letzten Augenblick zu entkommen uud wenigstens sein Leben zu retten.

Das aufgeregte Volk stürzte sich nun jubelnd und lärmend in das Schloß und begann auch hier eine förmliche Plünderung. Dennoch war die Beute, die der Einzelne davontrug, nur gering und entsprach nicht den Erwartungen, die man davon gehegt hatte. Wer irgend eine Kostbarkeit glücklich errafft, dem wurde sie doch wieder entrissen und zertrümmert. Wenn einmal die Wuth der rohen Menge aufgestachelt ist, dann will sie Alles, was ihr in die Hände fällt, nicht besitzen, sondern nur zerstören.

Der Aufruhr tobte bis in die Nacht hinein, dann verlor sich die tolle, trunkene Menschenmenge ebenso rasch, als sie plötzlich hervorgebrochen war, es wurde wieder still in den Straßen, und das ganze verhäng-

nißvolle Ereigniß erschien wie ein wilder, verworrener Traum.

Der alte Popplau hatte sich wohlweislich diesmal im Hintergrunde gehalten, damit, wenn auch diese Bewegung fehlschlug, ihn nicht wieder der erste Schlag treffen konnte; erst am anderen Morgen wagte er sich hervor und suchte die bestürzten, eingeschüchterten Bürger für seine Pläne zu gewinnen. Zwar getraute er sich auch jetzt noch nicht öffentlich aufzutreten, er ging nur zu den angesehensten Bürgern in's Haus, um ihnen unter vier Augen begreiflich zu machen, daß man jetzt nothwendig Herzogin Hedwig als Herrin von Liegnitz zurückrufen müsse, damit wieder Ruhe und Sicherheit in der Stadt herrsche. Einzelne waren bald gewonnen, denn zu rasch und rücksichtslos hatte Bitsch alle seine Neuerungen durchgeführt, als daß nicht der ruhige Bürger seiner Herrschaft hätte müde sein sollen. Andere verhielten sich völlig gleichgiltig; Niemand aber äußerte zu großer Genugthuung des alten Popplau den Wunsch, Bitsch aus dem Gefängniß zurückzuholen und wieder in sein Amt einzusetzen. Der Aufruhr hatte sich doch wie das Wasser eines Platzregens rasch verlaufen; es hätte nur einiger Freunde bedurft, und Bitsch war wieder frei und mächtiger als je zuvor. Und der unglückliche, hochstrebende Mann, der Alles daran gesetzt, diesen Leuten zu Wohlstand und Ansehen zu verhelfen, hatte jetzt keine Freunde . . .

Mehr noch als die geheimen Umtriebe des alten Popplau bewirkte die Beredtsamkeit des Dominikaners, der am anderen Tage, da es ein Sonntag war, von der Kanzel herab von den Strafgerichten Gottes sprach, die endlich den Stolz und Hochmuth gezüchtigt und in den Staub getreten. — Pater Benedetto fühlte, daß die Ansprüche des Breslauer Domkapitels an das Liegnitzer Herzogthum sich doch nicht durchführen ließen, und war nun klug genug, für Herzogin Hedwig offen Partei zu nehmen. Er kannte genau die günstige Stimmung der Liegnitzer für Hedwig und wollte sich wenigstens durch offenes und festes Auftreten für ihre Sache ihren Dank erwerben.

Der Dominikaner forderte seine zahlreich versammelten Zuhörer zum Gehorsam für ihre rechtmäßige Herrin auf, erzählte, wie dem armen Herzog Johann über die Untreue der Liegnitzer das Herz gebrochen sei, und die edle Herzogin Hedwig jahrelang nagenden Gram hinunterschlucken müssen, und die leicht bewegliche Menge hörte schluchzend auf die Ermahnungen des Mönches.

Auch in den übrigen Kirchen wurde in ähnlichem Sinne gepredigt und das Volk aufgefordert, Herzogin Hedwig als Herrin von Liegnitz anzuerkennen. Noch an demselben Tage traten die Aeltesten der Innungen und die angesehensten Bürger zur öffentlichen Berathung zusammen und beschlossen eine Gesandtschaft

abzuschicken, um die erlauchte hohe Frau zu bitten, in ihr angestammtes Herzogthum zurückzukehren und das Geschehene huldreichst zu vergessen, da die Stadt nur durch den damaligen Stadtschreiber Bitsch zu Aufruhr und Abfall elendiglich verführt worden ... Meister Wüsthube war auch für diese Gesandtschaft gewählt worden, lehnte aber klüglich die Ehre ab; er mochte wohl fürchten, daß sich die hohe Herrin jener Zeit erinnern würde, wo er und seine Genossen sich ihr so trotzig entgegengestellt und den ersten Anlaß zum nachherigen Aufstand gegeben hatten. Vergeblich setzten sich einige Adelige, die sich trotz der ihnen drohenden Gefahr in die Versammlung gewagt hatten, diesem Beschluß kräftig dagegen, sie wurden überstimmt, — aber die Prophezeiung des alten Rothe war doch nicht eingetroffen — die Adeligen ergriffen für ihren Freund Bitsch lebhaft das Wort und drangen auf dessen Freigabe. Wie warm sie aber auch die Handlungen des Bürgermeisters zu vertheidigen suchten, sie fanden bei der erbitterten Bürgerschaft kein Gehör, die durch diese Theilnahme des Adels gegen Bitsch nur noch mehr erbittert wurde und beinahe gewaltsam seine Freunde zum Schweigen brachte.

Erst acht Tage später, am vierten Juli, willfahrte Hedwig den demüthigen Bitten der Liegnitzer und zog unter dem Jubel der Menge wieder in ihr Herzogthum ein. Die hartgeprüfte, stolze Frau wollte

durch diese Zögerung nur die Ungeduld der Liegnitzer nach ihrer rechtmäßigen Herrin erhöhen und beweisen, wie ihr der Besitz des Herzogthums endlich gleichgiltig geworden. Wirklich stieg durch dieses Wartenlassen die Begeisterung für Herzogin Hedwig noch höher, und als endlich der Tag ihrer Ankunft bestimmt war, zog ihr alles Volk, voran die Geistlichkeit, ein großes Stück entgegen und erwartete sehnlichst eine Herrin, die man vor kaum fünf Jahren schmählich vertrieben.

Endlich zeigte sich am Waldessaum ein Häuflein Reiter, und schon aus weiter Ferne jubelten ihm hundert Kehlen freudig entgegen. Der Zug kam näher, und jetzt konnte man deutlich die Reiter erkennen. Voran ritten einige Knappen, fast ganz in Eisen gehüllt und gut bewaffnet; ihnen folgten einige Pagen, die auf kleinen polnischen Pferden, mit den goldbetreßten bunten Kleidern, den Liegnitzern einen lang entbehrten, freundlichen Anblick boten. Jetzt erst kam Herzogin Hedwig, sie ritt ein prächtig weißes Roß, das stolz den Kopf hob, als wisse es, daß es heut eine glückliche Herrin trage. Herzogin Hedwig war noch in Trauerkleidern, und diese dunklen Gewänder, das schwarze Barett mit den schwarzen wehenden Federn hoben noch mehr die eigenthümliche stolze Schönheit dieser Frau. Das vom Sonnenschein des Glückes sanft geröthete Antlitz stach von dem schwarzen Haar freundlich ab, und die dunklen

Augen schienen milder zu glänzen als gewöhnlich. Sie hatte schon von Weitem den Aufzug der Liegnitzer bemerkt. Ihre Brust hob sich freudig, noch einmal blitzte in ihren Augen ein unheimliches Feuer auf, und sich zu dem an ihrer Seite reitenden Sohn wendend, sagte sie mit stolzem Lächeln: „Sieh', Friedrich, nun haben wir Liegnitz wieder und wollen es festhalten!" Der muthige Knabe riß heftig an dem Zügel seines Pferdes, daß es hoch aufbäumte. „Laß es gut sein, Mutter, ich werde schon fest im Sattel sitzen!" Hedwig blickte mit dem ganzen Stolz einer Mutter auf ihren Sohn und streichelte ihm die Wange: „Hör' wie sie jubeln!" rief der Knabe lachend, „wir kommen ja schon!" und er gab seinem Pferde die Sporen, um rascher an's Ziel zu kommen. Die Mutter hielt ihn zurück. „Das ziemt sich nicht für uns," ermahnte sie, und langsam ritt man der jubelnden Rotte näher.

Herzogin Hedwig hatte in der strengen Schule des Unglücks wenigstens Eines gelernt, ihren Hochmuth zu verbergen. Sie wollte sich als gütige, gnädige Herrin zeigen, um nicht von Neuem und allzu früh einen Sturm des Unwillens gegen sich hervorzurufen, und als jetzt Pater Benedetto, als Sprecher der Geistlichkeit, an sie herantrat, alles Volk vor ihr auf die Kniee sank, mochte wohl auch wirklich eine mildere Regung durch ihr Herz ziehen — war doch in diesem ergreifenden Augenblick ihr eine Genug-

thuung geboten, wie sie dieselbe glänzender und maßloser kaum zu träumen gewagt hatte.

Der Dominikaner bat um Verzeihung, daß sich die Stadt so lange von einem übelgesinnten Mann habe irre leiten lassen; aber Liegnitz sei endlich zur Erkenntniß gekommen und habe bereits den Unruhstifter seines Amtes entsetzt und in's Gefängniß geworfen. Pater Benedetto flehte zum Schluß, das Geschehene großmüthigst zu vergessen und der armen irregeleiteten Stadt eine gnädige Herrin zu bleiben.

Eine lautlose Stille herrschte in der zahllosen Menge, als Herzogin Hedwig jetzt das Wort ergriff. Sie winkte freundlich mit der Hand, daß sich das Volk erheben möge, und sagte dann mit klarer, fester Stimme:

„Ich will Alles verzeihen und vergessen und für das Wohl und Gedeihen des Liegnitzer Herzogthums wie eine Mutter sorgen, nur dem Anstifter dieses Aufruhrs," setzte sie mit zuckender Lippe und in größter Aufregung hinzu, „kann ich nicht verzeihen — ich will noch heut über ihn ein Gericht einsetzen und ihn als Hochverräther bestrafen lassen!"

Ein endloser Jubel erscholl über die Milde der erlauchten Frau, und selbst ehrsame Bürger stimmten darin ein; sie hatten sich schon auf harte Strafgelder gefaßt gemacht, die Herzogin Hedwig fordern würde. „Wenn die herzoglichen Räthe uns nicht zu guter Letzt Etwas herauspressen, kommen wir wirklich mit dem

blauen Auge davon!" flüsterte der lange Caspar Schröter dem alten Wüsthube in's Ohr.

Jetzt suchte auch der alte Popplau die günstige Gelegenheit zu benutzen, sich an die Herzogin heranzudrängen. „Erlauchte hohe Herrin!" begann er eifrig, „die Stadt hat noch nicht gewagt, sich ein Oberhaupt zu erwählen, weil sie diesmal ganz besonders einen Bürgermeister haben will, der unserer erlauchten Herrin genehm und wünschenswerth ist. Wolle deshalb die erlauchte Frau gnädigst den Mann nennen, der sich ihres ganz besonderen Wohlwollens zu erfreuen hat."

„Ich mag darüber nicht entscheiden," entgegnete Herzogin Hedwig ruhig, „die Stadt wird gewiß nur einen Mann erwählen, der treu zu mir hält."

„Und deshalb wäre es das Beste, wenn die erlauchte Frau den Mann uns nennen wollte," begann der alte Popplau flehentlich und setzte rasch hinzu: „Ich kann wohl kühnlich sagen, daß ich kein Opfer gescheut — um meine Ergebenheit für die hohe Herrin an den Tag zu legen."

„Ich werde Eure guten Dienste nicht vergessen," war Hedwig's Antwort, — „aber es bleibt dabei, ich will den Liegnitzern hierin keine Vorschriften machen!"

„Wie mild, wie gnädig!" rief die leicht entzündliche Menge und brach von Neuem in „Lebehoch's" auf Herzogin Hedwig aus.

Der alte Popplau trat zurück. Sein noch vor einem Augenblick strahlendes Gesicht war merklich verändert, die Hände sanken ihm matt am Leibe herunter, — seine Beine schienen ihm den Dienst zu versagen, und gesenkten Hauptes murmelte er vor sich hin: „Ich bin ein verlorener Mann!" Der Dominikaner ergriff jetzt von Neuem das Wort und erklärte, daß von allen Männern der Stadt der alte Peter Rothe das meiste Vertrauen der Bürger besitze, und man den Weinherrn, wenn Herzogin Hedwig nicht dagegen einspreche, als Bürgermeister wählen wolle.

Durch Herzogin Hedwig's Augen schien ein Schatten zu ziehen, doch nur einen Augenblick, im nächsten sagte sie ruhig: „Wählt ihn, er ist ein Ehrenmann!" auf ihr Zeichen setzte sich jetzt wieder der Reiterzug in Bewegung.

Das jubelnde, überglückliche Volk gab seiner schönen Herrin bis zum Schlosse das Geleit. Dort empfing eine Schaar blumenstreuender Kinder die Ankömmlinge. Aus der Stadt tönte helles Glockengeläut herüber, und so, unter dem fortwährenden Jubelruf der Liegnitzer ritt Herzogin Hedwig im leichten Trabe den Schloßberg hinauf und durch das blumengeschmückte, geöffnete Thor. Der kleine Friedrich schlug vor Freude in die Hände und wandte sich jetzt jubelnd an den hinter ihm reitenden Narren. „Nun ziehen wir doch in's Schloß ein, und Du darfst keinen Tropfen Wein mehr trinken!" Der Narr machte ein

dummes Gesicht. „Ei seht, wie mich der junge Herr beim Wort nehmen will!“ entgegnete er grämlich, „aber seit Elisabeth und mein wackerer Zechkumpan todt ist, schmeckt mir der Wein ohnehin nicht mehr. Pah, die Welt ist nur ein abgezapftes Weinfaß, und die Menschen sind leere Flaschen — hole sie alle der Teufel!“ und traurig ritt der lustige Rath in den Schloßhof ein.

Herzogin Hedwig blickte auf der Schloßbrücke noch einmal zurück über die jauchzende Menge und winkte freundlich mit der Hand! — Schöner und königlicher als je erschien sie dem Volk, und wie in einem Freudenrausche sprengte sie in den Schloßhof. — Ihres Leides war da viel zerronnen!

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Nach vielen Bitten und bedeutenden Geldopfern war es Walpurg gelungen, ihren Gemahl im Gefängniß zu sehen und zu sprechen. Walpurg fand Bitsch gefaßter, als sie erwartet hatte. Er saß in einer engen, düsteren Zelle an einem kleinen, roh gearbeiteten Tische und hatte eben nachdenklich den Kopf in die Hand gestützt, als Walpurg hereintrat. Trotz der Dunkelheit erkannte Bitsch augenblicklich seine Frau, er sprang auf, und auf sie zueilend, rief er freudig erstaunt: „Walpurg! ist es möglich? Man hat Dich zu mir gelassen.“

Die arme Frau warf sich schluchzend an ihres Mannes Brust und konnte einige Augenblicke kein Wort hervorbringen.

„Weine nicht, Walpurg, noch bin ich nicht verloren!“ sagte Bitsch mit großer Festigkeit und strich zärtlich mit der Rechten ihr weiches volles Haar.

Walpurg blickte unter Thränen verwundert zu ihrem Manne auf, sie bewegte nicht die Lippen, nur

ihr Blick schien schmerzlich zu fragen: „Du hoffst noch immer?"

Bitsch verstand sie und entgegnete mit großer Sicherheit: „Warum sollt ich nicht hoffen? Ich habe noch mächtige Freunde, die mich schützen werden!"

„Ach, Ambrosius, Du weißt noch nicht, daß Herzogin Hedwig wieder Herrin von Liegnitz ist," sagte Walpurg in schmerzlicher Aufregung.

„Ich weiß es," erwiederte Bitsch ruhig.

„Wer hat Dir die trübe Nachricht hinterbracht?" frug Walpurg.

„Niemand — ich hörte gestern die Glocken läuten und den lauten Jubel — da wußt' ich wohl, daß sich die wackeren Bürger ihre gütige Herrin wieder geholt hatten," bemerkte Bitsch nicht ohne Bitterkeit. „Nun, ich hoffe," fuhr er lebhaft fort, „Hedwig wird den guten Liegnitzern den Fuß so hart auf den Nacken setzen, daß sie bald ihres Regiments überdrüssig werden."

„Du irrst, Ambrosius," entgegnete Walpurg, „sie ist gar mild und freundlich bei ihrem Einzug gewesen und hat Allen verziehen, nur —" Walpurg stockte.

„Sag' es immer heraus — nur mir nicht," ergänzte Bitsch, „wir haben nun einmal mit einander einen harten Kampf begonnen, wer da unterliegt, wird zertreten; aber noch bin ich nicht ganz am Boden!" fuhr Bitsch fort, und seine dunklen Augen leuchteten im alten Feuer wunderbar auf.

Walpurg blickte überrascht in das stolze Antlitz ihres hochaufgerichteten Gemahls, der auch jetzt noch in ungebrochener Geisteskraft an einen glücklichen Ausgang seiner Sache glaubte — sie konnte es nicht — und dennoch fortgerissen von der Zuversicht ihres Mannes, begann auch sie muthiger: „Du hast Recht, Ambrosius, sie können Dich nicht verurtheilen, was hast Du denn Schlimmes gethan? Und auch mein Vater will Alles daran setzen, Dir zu helfen.“

„Dein Vater!“ rief Bitsch heftig und machte eine abwehrende Bewegung, „ihm allein dank' ich meinen tiefen Fall, und daß ich hier gefangen sitz',“ und er blickte grollend in der engen Zelle umher.

„Zürn' ihm nicht,“ bat Walpurg, „er hat schon seinen übereilten Schritt bitter bereut, an ihm nagt ein tiefer Schmerz, und er will freudig Alles opfern, um Dich zu retten.“

„Wenn der Hagel Alles erschlagen hat, ist das Wetterläuten zu spät,“ entgegnete Bitsch höhnisch. „Nein, ich verzeihe ihm nicht,“ fuhr er in großer Bitterkeit fort, „eh' wollt' ich Zeit meines Lebens hier sitzen bleiben, als ihm die Freiheit verdanken.“

Walpurg wollte noch einmal ihre Bitten wiederholen, aber Bitsch wehrte sie ab — sein Gesicht hatte wieder den festen, unbeugsamen Ausdruck, der für fremde Wünsche unzugänglich war. „Spar' alle Bitten,“ sagte er kalt. „Dein Vater und ich wir sind fertig mit einander, und selbst wenn er nicht mein

Unglück verschuldet, wenn ich dem Sturm zu trotzen vermocht, hätt' ich ihm doch nimmer verziehen, daß er mich öffentlich zur Rede gestellt und meinen Willen zu brechen gesucht. Sprich nicht mehr von ihm!" und Bitsch machte eine bezeichnende Handbewegung, als könne er damit die Erinnerung an ihn völlig auslöschen.

Eine schmerzliche Pause trat ein. Walpurg neigte traurig das Haupt. — Wenn ihr Gemahl die Hilfe ihres Vaters rücksichtslos zurückwies, wer konnte ihn dann noch retten? Sie hatte gerade auf den Beistand ihres Vaters die größte Hoffnung gesetzt, der das lebhafteste Verlangen trug, seinen Fehl gut zu machen, soweit dies noch möglich war, und der alte Rothe galt viel in der Stadt, obwohl er augenblicklich und ganz entschieden darauf verzichtet hatte, der Nachfolger seines unglücklichen Schwiegersohnes zu werden.

Durch den sichtbaren Schmerz seiner Frau milder gestimmt, begann jetzt Bitsch: „Du hast ein gutes, weiches Herz und kannst es nicht begreifen, daß es in mir heftiger wogt und schäumt. Klag' nicht, ich werde mir schon einen Ausweg bahnen. Hast Du einen sicheren Boten?" frug er nach einigem Nachsinnen.

„Dem alten Ruprecht kann ich noch trauen," entgegnete Walpurg.

„Dann send' ihn noch heut zu Czetteritz, sag' ihm

— aber was hast Du, Walpurg? — Warum schon wieder Thränen?" frug Bitsch hastig.

Walpurg suchte sich zu sammeln und sann nach Worten, wie sie ihrem Gemahl diese traurige Nachricht mittheilen konnte. „So weißt Du noch nicht?" frug sie stockend.

„Erzähl' nur," entgegnete Bitsch und blickte erwartungsvoll auf seine Frau. „Meine Brust wird bald gepanzert sein gegen jeden Pfeil."

„Dein Schwager wollte Dir zu Hilfe kommen und wurde am Tage des Aufruhrs vor dem Glogauer-Thore erschlagen," sagte Walpurg leise und tonlos.

„Der treueste Freund erschlagen!" klagte Bitsch, bedeckte das Gesicht mit seinen Händen und schwieg dann eine lange Zeit. Auch Walpurg wagte nicht ein Trosteswort hervorzubringen; endlich erhob Bitsch wieder das Antlitz, in das ein tiefer Schmerz plötzlich seine Furchen gegraben hatte, und sagte langsam: „Dann muß ich den alten Ruprecht zum Herzog von Oels senden; er mag dem Herzog nur sagen, Bitsch ist gefangen. Und sei sicher, Walpurg, er wird mir helfen!"

„Hoffst Du Rettung von ihm?" frug rasch Walpurg.

„Gewiß!" entgegnete Bitsch mit großer Sicherheit, „er muß Alles d'ran setzen, mich wieder frei zu

machen, wenn er sich nicht selbst in Gefahr begeben will."

„Dann reis' ich selbst zu ihm und klag' ihm unsere Noth," rief Walpurg in sichtlicher Aufregung.

„Du, Walpurg?" frug Bitsch erstaunt und blickte überrascht auf seine Frau, die jetzt plötzlich die aufopferndste, thatkräftigste Liebe zeigte und ihr träumerisches, beinahe kindliches Wesen abgestreift zu haben schien.

„Es gilt ja Dein Leben, kann ich da zaudern?" frug Walpurg zurück.

„Aber es ist eine weite, beschwerliche Reise, für eine zarte Frau nicht ohne Gefahr, und für Dich besonders, Walpurg, weil Du niemals aus Liegnitz herausgekommen bist," warf Bitsch bedenklich ein.

„Zweifelst Du an meinem Muth, Ambrosius?" frug Walpurg und fuhr mit leuchtenden Augen fort: „O, ich geh' für Dich, so weit mich nur meine Füße tragen!"

Bitsch zog Walpurg zärtlich an sich. „Ich hab' eine solche Liebe nicht verdient," sagte er leise, „und ich werde Dir diese Stunde nimmer vergessen!"

Walpurg schlang in unaussprechlicher Seligkeit ihre Arme um den Nacken des geliebten Mannes und flüsterte: „Nun ist Alles gut — jetzt weiß ich, daß Du mich liebst — das giebt mir Muth, für Dich in den Tod zu gehen!"

Der Gefangene lächelte. „Glaubst Du denn wirk-

lich an eine Gefahr?" frug er mit großer Sicherheit. „Ich hoffe, daß Podiebrad bald ein Wort mit darein reden und Hedwig aus Liegnitz wieder vertreiben wird. Er kann doch nicht ruhig zusehen, wie der Krone Böhmen ein ganzes Herzogthum verloren geht!"

„Wär's dann nicht besser, daß ich zu Podiebrad reis'te und dessen Hilfe suchte?" frug Walpurg.

„Nein," entgegnete Bitsch, „die Böhmen werden schon von selbst kommen und sich Liegnitz wieder holen; aber bis dahin kann lange Zeit verstreichen, und ich sehne mich hinaus!" fuhr der Gefangene hochaufathmend fort. „Der Herzog von Oels ist mir näher, und er wird was für mich thun, ich hoff's."

„Dann reis' ich noch heut," sagte Walpurg fest entschlossen.

Ein Klopfen an der Thür mahnte die arme Frau, daß die ihr vom Gefängnißwärter verstattete Besuchszeit abgelaufen sei.

„Lebe wohl," sagte Bitsch herzlich und drückte noch einmal Walpurg an seine Brust; „jetzt weiß ich, daß Du auch stark und muthig sein kannst, und wenn ich wieder frei bin, wollen wir so glücklich mit einander leben, wie nie zuvor!"

Ueber Walpurg's Antlitz flog ein trübes Lächeln; sie schien zu ahnen, daß die so schönen Tage nie mehr kommen würden, dennoch sagte sie leise: „Ja, dann wollen wir glücklich sein, und bis dahin Lebewohl!"

Herzogin Hedwig hatte Wort gehalten; sie bewies eine Ruhe und Mäßigung, die auf die Liegnitzer den angenehmsten Eindruck machte und die letzten Widerspenstigen mit der neuen Ordnung der Dinge aussöhnte. Die Rathsherren waren nicht entlassen, Niemand wegen der früheren Untreue bestraft oder verfolgt worden, Hedwig wollte Alles verzeihen und vergessen, nur über den verhaßten, stolzen Stadtschreiber sollte sich die volle Schale ihres Zornes ausgießen. Hedwig hatte aus ihren herzoglichen Räthen ein Gericht bestellen und, um ihre Rücksicht gegen die Stadt zu zeigen, sogar zwei Herren aus Liegnitz zuziehen lassen — freilich Männer, die niemals auf eigenen Füßen gestanden hatten; der frühere Obervogt Petrus von der Heide und der alte Kochenschreiber, dem jetzt wieder, da Peter Rothe wiederholt auf diese Ehre verzichtet, das schwere Amt des Bürgermeisters übertragen worden war, und der durch sein „ja, ja" sich aus allen Verlegenheiten glücklich heraushalf.

Der alte Popplau hatte vergeblich gehofft, wenigstens nach der Ablehnung des Weinherrn von Hedwig unterstützt und wieder in sein Amt zurückgeführt zu werden; aber Hedwig kannte zu gut den Widerwillen der Bürgerschaft gegen einen Mann, der sich durch seine Vergangenheit verhaßt und lächerlich gemacht hatte, und sie war klug genug, lieber den alten

Popplau fallen zu lassen, als die rasch gewonnene Zuneigung der Bürgerschaft auf's Spiel zu setzen.

Da der junge von der Heide längst schon von seiner Sendung an den Prager Hof zurückgekehrt war, so saß auch er als herzoglicher Rath mit zu Gericht, um im Verein mit seinem Vater über Bitsch das Urtheil zu sprechen.

Wenige Tage nach Hedwig's Einzug wurde Bitsch in frühester Morgenstunde aus seinem Gefängniß geholt und auf's Schloß geführt. Die Straßen waren noch still und leer; nur hier und da huschten in nachlässiger Kleidung einige Weiber vorüber, die sich schon ihre Frühstückssemmeln holten. Ein Bäckerladen war offen, und der ehrliche Meister mochte eben vom Ofen kommen, um frische Luft schöpfen zu wollen, als er den traurigen Zug bemerkte. Er zog demüthigst sein Käpplein und grüßte. Bitsch erhob den Arm, um den Gruß zu erwiedern, und seine Ketten klirrten; er hielt im Gehen etwas inne, warf einen einzigen Blick auf den Bäcker und sagte freundlich: „Ah, Ihr seid es, Meister Wolfram, Ihr habt bei Waldau an der Seite des kleinen Specht wacker gekämpft und seid unversehrt blieben, während —" Die herzoglichen Knechte stießen den Gefangenen unsanft weiter. — Der ehrliche Meister blickte lange dem Zuge traurig nach — „ein so freundlicher Mann, der sich meiner so gut erinnert, war noch vor Kurzem Herr der ganzen Stadt. Niemand hätt' gewagt, ihn schief anzu-

sehen, und jetzt stoßen ihn die rohen Gesellen wie einen Strauchdieb vor sich hin. Ist doch unser eines besser d'ran. Wer auf niederer Bank sitzt, kann nie tief fallen!" und nach diesem Selbstgespräch ging der Bäcker, zufriedener als je mit seiner Lage, an die harte Arbeit.

Als Bitsch zum Thor hinaustrat und bemerkte, daß seine Begleiter mit ihm den Weg. zum Schlosse einschlugen, klopfte ihm doch das Herz heftiger. — Der alte Riesenbau lag in der Morgendämmerung so finster und drohend dort — ein kalter Schauer packte die Brust des Gefesselten. — Jetzt auf einmal fühlte er, daß die Mächte, die er zu Boden geworfen, sich wieder erhoben und nun ihn vernichten wollten. So lange Bitsch im städtischen Gefängnisse gesessen hatte, war ihm Alles nur wie ein wilder, verworrener Traum erschienen. Jetzt, wo er das Schloß, überall Leute in den herzoglichen Farben sah, starrte ihm die Wirklichkeit entgegen. Trotz dem Drängen seiner Begleiter schritt der Gefesselte langsam und nachdenklich über den Schloßhof hinweg. Sein Auge schien all' die Plätze zu suchen, auf denen er mit Hedwig und Jagula als Knabe gespielt. Wie fest und verhängnißvoll war seitdem ihr Geschick mit einander verflochten worden! Hier an der Treppe hatte Hedwig in jener Nacht gestanden und die tiefste Demüthigung ihres Lebens erfahren. Ja, damals hatte er sie in's Herz getroffen, ihr schonungslos seine

Macht fühlen lassen, und heut stand er an derselben Stelle — ein armer Gefangener, mit Ketten belastet, und die stolze Feindin konnte den Fuß auf seinen Nacken setzen . . .

Und hatte Hedwig gezeigt, daß sie in jener Stunde namenlos gelitten? Höher richtete auch er sich auf, und fest und sicher schritt er die wohlbekannten Stufen hinan.

Das frühere Empfangszimmer Elisabeth's, in dem damals Bitsch jene stürmischen Auftritte herbeigeführt hatte, war von Hedwig zum Gerichtssaal bestimmt worden. Wollte sie Bitsch damit an vergangene Zeiten mahnen? Bitsch wurde vorläufig in das Schloßgefängniß und erst am Nachmittag vor seine Richter geführt.

Von diesen Herren durfte Bitsch kein mildes Urtheil hoffen. Otto von Zedlitz haßte den Stadtschreiber, weil sein Bruder durch ihn das Leben verloren hatte; der andere herzogliche Rath Tschesch gehörte zu jenen „treuen" Dienern, die selbst vor der schreiendsten Ungerechtigkeit nicht zurückscheuen, wenn es gilt, ein gnädiges Lächeln zu verdienen, und der junge von der Heide hegte zwar keinen Groll gegen Bitsch, daß dieser damals sein glücklicher Nebenbuhler gewesen, aber er war auch nur ein zu williges Werkzeug in den Händen Hedwig's und viel zu leichtsinnig, um sich über seine Handlungsweise Gedanken zu machen. Petrus von der Heide saß neben ihm,

auch auf diesen früheren Freund durfte Bitsch nicht rechnen. Die Augen des alten Mannes blickten noch immer treulos nach entgegengesetzten Seiten aus, er sah noch immer so alt und eisgrau aus, wie damals, als die Metzger in den Rathssaal stürmten. Die Zeit schien spurlos an ihm vorüberzugehen, weil er sich gegen alle äußeren Eindrücke gleichgiltig verhielt. Er hatte den großen Veränderungen, die in Liegnitz vor sich gingen, still und ruhig zugesehen; weder der damalige Verlust seines Amtes, noch die Erlangung der jetzigen Stellung konnte ihn aus seinem Gleichmuth aufscheuchen. Nicolaus von der Heide besaß, zum Verdrusse seiner ehrgeizigen Mutter, dieselbe Gleichgiltigkeit gegen Aemter und Würden wie sein Vater, nur hatte er nicht dessen beinahe stumpfsinnige Ruhe, und auch heut schien er höchst unwillig der langweiligen Untersuchung beizuwohnen.

Der edle von Zedlitz leitete die Untersuchung, und von dem Bruder des Truchseß konnte Bitsch am wenigsten Nachsicht erwarten.

Bitsch trat in würdevoller Haltung vor seine Richter und hörte ruhig die Anklagen an, die man gegen ihn vorbrachte. Aus einer sehr langen, schwülstig und dunkel gehaltenen, von dem Rath Tschesch verfaßten und verlesenen Anklageschrift ging nur hervor, daß der ehemalige Stadtschreiber Bitsch des Aufruhrs gegen das angestammte Fürstenhaus beschuldigt wurde und dadurch einen Hochverrath begangen habe. Er

allein habe die treue und ehrliche Bürgerschaft aufgehetzt und nicht eher Ruhe gelassen, bis man, irregeleitet und wahnbethört, die rechtmäßige Herrin aus ihrem Fürstensitz mit schnöder Gewalt vertrieben. Und nicht genug, daß sich der Angeklagte dieses unsühnbaren Verbrechens schuldig erwiesen: er habe auch die Rechte der Bürger mit Füßen getreten und durch seinen Stolz und Hochmuth sich überall verhaßt gemacht, und es habe ihm nicht genügt, die gute Stadt Liegnitz in Verwirrung und Aufruhr zu stürzen, sein unruhiger Kopf sei damit umgegangen, über ganz Schlesien die Brandfackel des Aufruhrs zu schwingen und Alle, arm und reich, hoch und nieder, an den Abgrund des Verderbens zu bringen.

Bitsch hörte ruhig und aufmerksam auf die Schrift; nur als die Anklage damit schloß, daß der Stadtschreiber Bitsch durch alle diese schändlichen und verabscheuungswürdigen Handlungen den Tod verdient habe, wurde er seiner Bestürzung nicht völlig Herr. Einen solchen Antrag hatte er doch nicht erwartet, aber nur einen Augenblick verlor er seine sichere Haltung, im nächsten schon hatte er sich wieder aufgerafft, und noch einmal suchte er durch die Macht seiner Rede sich die Freiheit zu erkämpfen. Er bestritt überhaupt das Recht Herzogin Hedwig's, ihn des Hochverrathes anzuklagen, da sie nur durch einen Aufruhr des gemeinen Volkes wieder Herrin von

Liegnitz geworden, nicht aber die rechtmäßige Erbin des Herzogthums sei.

„Ihr untersteht Euch, das Erbrecht Herzogin Hedwig's noch immer anzuzweifeln?“ brauste Otto von Zedlitz auf.

„Der kaiserliche Gerichtshof hat gegen die Piasten entschieden!“ erwiederte Bitsch mit unbeugsamer Ruhe, „und ich hoff', daß bald die Krone Böhmen diesen verrätherischen Einfall züchtigen und Diejenigen wieder mit gewaffneter Hand aus Liegnitz vertreiben wird, die sich unberufen hier eingedrängt.“ Ein Gemurmel des Unmuthes lief durch die Reihen der Richter. — „Solch' freche Rede verdient allein schon den Tod!“ rief Tschesch, und sich zu seinem Nachbar, dem alten Kochenschreiber wendend, setzte er hinzu: „Meint Ihr das nicht auch?“ Dem alten Manne fiel auch hier sein „ja, ja,“ obgleich etwas leiser von den Lippen.

Obwohl Bitsch zu seiner weiteren Vertheidigung den Brief des Kaisers anführte, der ja ausdrücklich die Stadt aufgefordert habe, seinen Mündel Ladislaus anzuerkennen, und er also nur auf Befehl des Kaisers gehandelt habe, blieb doch bei diesen Richtern seine oft erprobte Beredtsamkeit ohne Wirkung. Die Verurtheilung des gefürchteten Mannes war bereits eine beschlossene Sache. Nicht eine Stimme erhob sich zu seinen Gunsten — man vermochte nicht seine gewandte Vertheidigung zu entkräften, aber man besaß die Gewalt, ihn unschädlich zu machen, und wollte

sie gebrauchen. Der Vorsitzende beantragte: den Angeklagten zum Tode durch Henkershand zu verurtheilen.

Als Bitsch dies Wort vernahm, richtete er sich höher auf, seine Augen schossen Blitze und ruhten vernichtend auf seinen Richtern. Alle schlugen vor der Macht seines Blickes die Augen nieder — nur die des alten von der Heide irrten ängstlich umher. Es war als ob der Angeklagte sich jetzt in den Richter dieser Leute verwandelt hätte. „Ihr verurtheilt mich wider alles Recht und Gerechtigkeit zum Tode!" begann Bitsch, „weil Ihr die gehorsamen Knechte dieser rachsüchtigen Frau seid, die mich vernichten will!" Man wollte ihn unterbrechen, aber Bitsch achtete nicht auf das Erstaunen seiner Richter über diese Kühnheit und fuhr rasch und in gesteigerter Heftigkeit fort: „Mögt Ihr mich immerhin verurtheilen, doch hütet Euch vor den Böhmen, die nicht ruhig zusehen werden, wenn mir nur ein Haar gekrümmt wird." Die Richter schienen von dieser Drohung stutzig zu werden, nur der junge von der Heide, der durch seine Sendung an den Prager Hof davon überzeugt war, daß Podiebrad den Stadtschreiber im Stiche lassen würde, entgegnete in seiner nachlässigen Weise: „Leere Hände locken keine Falken, meint unser lustiger Rath, und die Böhmen sind nicht so rasch herbeigepfiffen, als Du denkst!" „Und eh' die kommen, seid Ihr ein kalter Mann!" setzte Otto von Zedlitz heftig hinzu.

„Wenn nur mein Tod gerächt wird, dann sterb' ich gern!" entgegnete Bitsch mit großer Entschlossenheit — „aber Ihr könnt mich nicht verurtheilen, denn ich hab' nichts Uebles gethan! Ich beruf' mich noch einmal auf den Brief des Kaisers, der die Stadt aufgefordert, die Rechte seines Mündels anzuerkennen; ich hab' nur gehandelt, wie ich mußte. Und verdankt mir nicht Herzogin Hedwig ihr Leben? Wenn ich sie nicht in jener Nacht gegen die Wuth des Volkes geschützt hätte, war sie verloren!"

„Sprecht nicht von jener Nacht!" rief Otto von Zedlitz zornig. „Ihr verdient schon um deshalb den Tod, daß Ihr unsere erlauchte Herrin damals so tief beschimpft!"

Ueber Bitsch's Antlitz glitt ein eigenthümliches Lächeln — seine Augen glänzten; die Erinnerung an diese Nacht zog selbst in seiner gefahrdrohenden Lage wie ein belebender Hauch durch seine Brust.

Mochte ihn auch jetzt das Schicksalsrad an den Abgrund schleifen, er war doch einmal Sieger gewesen und hatte seine stolze Feindin in den Staub gedrückt... Bitsch sah ein, daß vor diesen Richtern jede weitere Gegenrede unnütz sei, und schwieg fortan.

Keine Stimme erhob sich zu seinen Gunsten, und nach kurzer leiser Berathung lautete der Urtheilsspruch auf Todesstrafe; selbst der alte Kochenschreiber hatte sein „ja" geflüstert — wenn auch ungewöhnlich leise, und die Augen des alten von der Heide irrten bei

der Abgabe seiner Stimme nach der entgegengesetzten Seite des Saales, nur um dem auf ihn gerichteten Blicke des Stadtschreibers auszuweichen.

Es ist nun einmal stets ein todeswidriges Verbrechen gewesen, Fürsten zu verjagen, sobald es diesen Herren möglich wurde, wieder in's Land zu kommen — schlug dies aber fehl, gelang es ihnen nicht, die verlorene Krone aufzuheben, dann freilich mußte auch der Hochverrath ungestraft bleiben — ja das Verbrechen verwandelte sich in eine große That und wurde nach Jahrhunderten noch gefeiert und besungen. — In dem großen Kampfe der Völker und Fürsten giebt es keine andere Schuld, als die des Unterliegens; wer das Spiel verliert, muß sein Unglück büßen, selbst wenn er im vollsten Recht war, wer gewinnt, geht straflos aus, auch bei dem schreiendsten Unrecht, und hier bleibt noch immer der einzige, freilich zu spät gefällte Urtheilsspruch — die Geschichte.

Bei Anhörung des harten Urtheilsspruches zeigte das Antlitz des Stadtschreibers nicht die mindeste Bewegung. — „Ihr habt Recht, ich habe den Tod verdient, weil ich meine Feinde schonte, als ich die Macht hatte, sie zu vernichten!“ sagte er kalt.

Die Richter wagten nicht mehr, die Augen zu dem Angeklagten aufzuschlagen; selbst Zedlitz hielt den Blick des Stadtschreibers nicht aus und beeilte sich, den Befehl zu ertheilen, den Gefangenen wieder hin-

wegzuführen — um diesem peinlichen Auftritt ein Ende zu machen.

„Möge Gott Euch einst so gnädig sein, wie Ihr mir es waret!“ sagte Bitsch mit lauter, durchdringender Stimme und schritt fest und sicher hinaus.

Der Gefangene wurde zu größerer Sicherheit im herzoglichen Schloßthurm zurückgehalten, und als Bitsch jetzt in sein Gefängniß trat, herrschte bereits darin völlige Dunkelheit. Er näherte sich dem kleinen Fenster und blickte durch die dicken Eisenstäbe hinaus auf die in Dämmerung gehüllte Landschaft. Eine weiche, warme Juliluft wehte da draußen, während sein Gefängniß kalte, feuchte Moderluft erfüllte... Er hörte in der Ferne das Klappern einer Mühle — ein Hirt blies den Abendreigen und machte sich mit seiner Heerde auf den Heimweg. Die ganze Welt schien Glück und Frieden zu athmen, sanft und freundlich die Augen zu schließen, nur er allein starrte finster und brütend in die Nacht hinaus... Seine ganze Vergangenheit zog noch einmal an ihm vorüber, sein Ringen und Träumen, seine Bestrebungen und sein Irren... Vielleicht hatte doch der alte Peter Rothe Recht, und es wäre besser gewesen, wenn er nicht Alles mit stürmischer Hand hätte durchsetzen und die Bürger nur allmählich an seine Neuerungen gewöhnen wollen. „Nein, ich konnte nicht anders!“ murmelte Bitsch vor sich hin — „ich hatte keine Zeit zu verlieren, und ich bereue Nichts! Noch bin ich nicht

verloren; sie drohen mir nur und werden es nicht wagen, das Bluturtheil zu vollstrecken!"

Der Gefangene legte die heiße Stirn an die kalten Eisenstäbe und versank in noch tieferes Nachdenken. „Hedwig kann mir nimmer den angethanen Schimpf verzeihen," fuhr Bitsch in seinem Selbstgespräch fort, „und wenn sie also dennoch—" ein kalter Schauer rieselte durch seine Brust — „ich fürcht' nicht den Tod; aber ich will noch leben, thätig sein und für Andere wirken. O Gott, hilf mir noch einmal zur Freiheit!" betete er leise und blickte auf zum Himmel; „dann will ich ein neu Leben anfangen, auch Walpurg soll frohere Tage sehen!" Einzelne Sterne glänzten bereits am Himmel und schienen ihm Erfüllung zu winken — erleichterten Herzens trat er vom Fenster zurück, und als er sich umwandte, sah er plötzlich eine verhüllte Gestalt vor sich stehen.

„Eva!" rief Bitsch erstaunt.

„Still!" flüsterte die Fremde und schlug das Tuch zurück, das zum Theil ihr Gesicht verhüllt hatte — es war Judith. „Ich komme Euch zu retten," fuhr die Jüdin hastig fort: „Nehmt diesen Mantel um und schlüpft hinaus! Der Schloßvogt ist betrunken und der Pförtner bestochen, der läßt Euch durch, aber eilt, edler Herr, kein Augenblick ist zu verlieren!"

Bitsch stand noch immer betroffen dort. So war sein Gebet erhört worden, und es winkte ihm schon die Freiheit! — War es wirklich die Freiheit? — und

wenn dieser Fluchtversuch mißglückte, dann traf eine noch größere Schande sein Haupt. — Judith schien in seiner Seele gelesen zu haben. „Fürchtet Nichts," setzte sie lebhaft hinzu, „es ist dunkel im Hofe, und Ihr kommt sicher hinaus. Die Schloßleute kennen mich schon, sie wissen, daß ich ihnen scheu aus dem Wege gehe, und wenn Ihr Euch in meinen Mantel hüllt, erkennt Euch Niemand!"

Halb willenlos wollte Bitsch nach dem ihm dargebotenen Mantel greifen. Noch immer konnte er sich die ihm plötzlich gewordene Hilfe nicht erklären. „Und wie willst Du aus dem Schloß kommen?" frug er endlich langsamer.

„Ich bleibe hier," entgegnete die Jüdin fest, und ihre Augen leuchteten seltsam auf.

Jetzt erst wurde Bitsch das Opfer klar, das ihm dies muthige Mädchen bringen wollte. — Er ließ den Mantel aus den Händen gleiten. „Nein, ich will nicht meine Freiheit mit dem Leben eines Anderen erkaufen," sagte der Gefangene entschlossen. „Ich danke Dir, Judith," setzte er mit mildem Lächeln hinzu und reichte der Jüdin die Hand.

„O, edler Herr, habt um mich keine Sorge und rettet Euch, ehe es zu spät ist!" flehte noch einmal die Jüdin.

Bitsch schüttelte das Haupt. „Wenn Du an meiner Stelle hier bliebest, würde man Dich elendiglich zu Tode martern," sagte er abwehrend.

„Mögen sie mich martern, wenn Ihr nur frei seid!" antwortete die Jüdin, und in ihren Augen ruhte ein verklärter Glanz.

„Seltsames Mädchen," sagte Bitsch und blickte sinnend in das Antlitz Judith's, „was hab' ich Dir groß' Freundschaft erwiesen, daß Du Dein Leben für mich wagst?"

„Ihr habt uns geschützt und aus jeder Gefahr erlöst," entgegnete Judith lebhaft, „und weil uns Juden überall nur Haß und Verfolgung droht, deshalb sind wir dankbar schon für jeden freundlichen Blick von Euch Christen." Das Mädchen sank vor dem Gefangenen auf die Kniee und fuhr in steigender Erregtheit fort: „Flieht, edler Herr, und laßt mich für Euch hier bleiben, mein Leben ist ohnehin Nichts werth!"

„Und was würde Dein alter Großvater dazu sagen, wenn er so jammervoll seine Enkelin verlieren sollte!"

„Er weiß es," erwiederte Judith rasch, „er hat ja Alles mit mir berathen und wartet Eurer schon am Thor mit einem guten Pferde."

Bitsch vermochte sein Erstaunen nicht mehr zu unterdrücken. „Das haben sie gethan, und es sind nur Juden," sagte er vor sich hin.

Judith hatte ihn doch verstanden und entgegnete mit trübem Lächeln: „Wir sind nur Juden; aber als Ihr auf seine Warnung nicht hören wolltet, ist mein

Großvater zu Eurem Schwager geeilt, damit er Euch zu Hilfe kommen sollte — freilich kam auch er zu spät."

Der Gefangene wurde tief bewegt. „Seltsame Menschen!" sagte er leise, „und wenn ich Euch wirklich einmal nützlich war, so habt Ihr mir mit Zinsen reichlich zurückgezahlt — fliehen kann ich, darf ich nicht mit Deiner Hilfe — aber ich weiß jetzt, wer meine Freunde waren, und werd' bis zum letzten Athemzug Eurer dankbar gedenken!"

„Ihr dürft es nicht?" wiederholte Judith langsam — „wer hindert Euch daran?"

„Meine Ehre!" entgegnete Bitsch fest entschlossen. „Ich darf nicht auf diese schmähliche Weise fliehen, und noch hoff' ich, daß mir Rettung von einer anderen Seite kommt."

Judith sah ein, daß alle ihre Bitten doch vergebens seien, sie erhob sich, und während heiße Thränen über ihre Wangen rollten, sagte sie leise: „Möge Jehova Eure Hoffnung wahr machen. Lebt wohl!" sie wollte sich entfernen.

„Noch Etwas, Judith, wie kam mein Schwager um's Leben, ich hab' nicht den Muth gehabt, Jemand darnach zu fragen."

„Der Aufruhr tobte auch draußen vor dem Thor, und der junge Wüsthube war's, der den ersten Stein nach dem Ritter warf."

Bitsch strich mit der Hand über die Augen und schwieg. Da ließ sich draußen eine Weiberstimme

vernehmen: „Komm' heraus, die Tücher sind nicht so viel werth, daß ich Dich länger als eine Viertelstunde schwatzen lasse!" Es war die Frau des Schloßvogtes, die diese Worte so leise sprach, als es ihre rauhe Stimme zuließ, und dabei den Kopf zur Thür des Gefängnisses hereinsteckte.

„Nun wäre es doch zu spät," sagte Bitsch mit trübem Lächeln.

„Lebt wohl!" wiederholte Judith, und mit einem unendlich traurigen Blick verließ sie das Gefängniß.

„Wenn ich wieder frei bin, lege ich die Hände in den Schooß und thue Nichts!" murmelte Bitsch vor sich hin, als er wieder allein war. „Selbst unsere besten Absichten schlagen doch nur zum Verderben der Anderen aus! Der alte Abraham eilt, um mich zu retten, zu meinem Schwager und zieht auch den mit in den Abgrund. — Und der Siegismund Wüsthube war es, der ihm den Tod brachte?! Hat mir das nicht vor Jahren geträumt? Warum überließ ich nicht den tollen Burschen dem herzoglichen Strick? Dadurch allein zog ich mir den Haß seiner Mutter zu und verlor allmählich meine besten Freunde, die Metzger. Ich war ein Thor, daß ich überall eingreifen und helfen wollt', ich will fortan Alles gehen lassen, dann erst kommt in das Herz der rechte Friede!"

Walpurg hatte inzwischen für die Rettung ihres Gemahls alle Kräfte eingesetzt — die schwache, zag=

hafte Frau zeigte jetzt einen Muth und eine Beherztheit, wie sie Niemand in ihr gesucht haben würde. Sie hatte sich augenblicklich zu dem Herzoge von Oels auf die Reise gemacht und ihren Weg so rasch zurückgelegt, daß sie schon nach zwei Tagen in Oels ankam. Mit der Beredtsamkeit der Verzweiflung hatte sie dem Herzoge von Oels die Lage ihres Gemahls geschildert und um Hilfe gefleht. Herzog Konrad war ganz bestürzt über das Unglück, das so plötzlich über Bitsch hereingebrochen, und versprach seinen eifrigsten Beistand. Er erbot sich, augenblicklich ein Schreiben an Herzogin Hedwig aufzusetzen und sie darin zu ermahnen, von jedem peinlichen Verfahren gegen Bitsch so lange abzustehen, bis er selbst persönlich mit ihr geredet haben werde, da sich Bitsch's Unschuld dann herausstellen, und sie Manches erfahren würde, was bisher nicht offenbar geworden.

„Auf Euer Schreiben wird Hedwig wenig hören," entgegnete Walpurg muthig; „nur wenn Ihr mit einem Heer kommt, werdet Ihr meinen Gemahl retten!"

„Ein Heer ist nicht so rasch zusammengebracht, gute Frau," war Herzog Konrad's Antwort, „und Liegnitz ist eine gar feste Stadt; aber meine liebe Schwester, Frau Hedwig, wird nun neugierig werden und weiter fragen — und darüber gewinnen wir Zeit."

„Und was könnt Ihr denn darauf antworten?" frug Walpurg.

„Daß Bitsch die böhmische Lehnsherrschaft abschütteln und Schlesien ganz frei machen wollt'," entgegnete Konrad eifrig. „Ich werd' heut noch einen reitenden Boten nach Liegnitz absenden mit dem Brief — und Ihr, gute Frau, mögt Euch in Oels von der Reise ausruhen und guten Muthes sein, mein Brief wird wenigstens Aufschub heischen, und dann ist uns schon geholfen."

Walpurg lehnte die freundliche Einladung des Herzogs ab — trotz ihrer Erschöpfung begab sie sich mit ihrem Knecht augenblicklich auf die Rückreise. Ein herzoglicher Diener, dem die Ueberbringung des Briefes anvertraut war, begleitete jetzt die Reisenden.

Da Walpurg auf das Schreiben des Herzogs nur geringe Hoffnung setzte, wollte sie kein Mittel unversucht lassen, ihren Gatten zu retten, und weil es ihr unmöglich geworden war, zu Herzogin Hedwig selbst zu dringen, suchte sie sich wenigstens die Fürsprache Anderer zu erwerben. Ihr erster Gedanke war dabei an Eva, die Wittwe des Truchseß. Hatte doch Bitsch ihr damals das Leben ihres Vaters geschenkt, und die Pflicht der Dankbarkeit zwang sie, jetzt für Bitsch bei der Herzogin ein freundlich Wort einzulegen — so hoffte Walpurg.

Die arme, schwer geängstigte Frau eilte gleich nach ihrer Rückkehr von Oels zu der Wittwe des Truchseß — sie fand sie allein in ihrem Zimmer — kalt und höflich empfing sie Eva, und für die Bitten

Walpurg's hatte sie nur ein finsteres Lächeln. „Er ist des Hochverraths angeklagt, ich kann Nichts für ihn thun!" war ihre einzige Antwort. Die Erscheinung Walpurg's riß nur alte Wunden in ihr auf, und sie grollte einer Frau, die für Bitsch eine solch' aufopfernde Liebe zeigen konnte.

„Ihr weis't mich hart und schnöde zurück," rief Walpurg, „o denket, daß einst mein Gemahl auch Eure Bitten erhöret und Euch das Leben Eures Vaters geschenkt."

„Nachdem ich mich vor ihm so tief gedemüthigt und in den Staub geworfen," entgegnete Eva, und die Erinnerung an diesen Augenblick trieb eine Flammenröthe in ihr Antlitz.

„So will auch ich vor Euch in die Kniee sinken und um Eure Hilfe flehen," erwiederte Walpurg und wollte sich vor Eva niederwerfen. Eva hinderte sie daran: „Spart Euch die Demüthigung, ich kann Euch doch nicht helfen. Geht zu Nicolaus von der Heide!" — setzte sie spottend hinzu. — „Der ist mächtig bei der Herzogin und war Euch einst ein treuer Ritter!" Ohne eine Antwort abzuwarten, verschwand sie in einer Seitenthüre. Walpurg starrte ihr schmerzlich betroffen einige Augenblicke sprachlos nach. Anstatt Rath und Hilfe — noch Spott und Hohn, und zum erstenmal regte sich in dem sanften, gutmüthigen Herzen Walpurg's ein heftiger Groll.

„Hätte Dich doch Ambrosius ebenso verächtlich

hinweggestoßen!“ rief sie laut, als ob die herzlose Frau es noch hören könnte. „Er hatte wohl Recht, als er meinte, daß er sein Mitleid bereuen würde —“ Und unter heißen Thränen verließ Walpurg das Haus des ehemaligen Bürgermeisters. Der schneidende Spott hatte zu tief Walpurg's Herz getroffen. Die letzten, höhnenden Worte klangen ihr noch immer in den Ohren, und so wanderte sie in schmerzliche Gedanken versunken über die Straße. Plötzlich blieb sie wie von einem neuen Gedanken gefesselt stehen. „Und wenn ich nun ihren höhnischen Rath befolgte?“ murmelte sie vor sich hin — „er hat mich einst geliebt und wird mich nicht so kalt und grausam hinwegstoßen, wie diese herzlose Frau!“ Wohl zagte sie vor diesem Schritt zurück, aber es galt das Leben ihres geliebten Mannes, und nach einigen harten inneren Kämpfen war sie entschlossen, auch diesen schwersten und demüthigendsten Schritt zu wagen und die Hilfe des jungen von der Heide anzuflehen. Ohne Zögern trat Walpurg ihre Wanderung an. Als sie aus dem Glogauer-Thor trat, ruhte die hellste Nachmittagsonne über den Zinnen und Thürmen des Schlosses. Walpurg's thränenvoller Blick ruhte suchend auf einem der Thurmfenster, hinter welchem ihr Gemahl schmachten mußte.

Im Schloßhofe trieben sich eine Menge Knechte lärmend und jauchzend umher. Der lustige Rath stand mitten unter ihnen und sang ein Lied, in das

die übermüthigen Schloßleute kräftig einstimmten. Da gewahrte man Walpurg und hielt im Singen inne. Einer der Knechte mußte sie kennen, denn er flüsterte seinen Genossen zu: „Da kommt die Frau des Stadtschreibers.“ „Meines lieben Bruders,“ rief sogleich der lustige Rath und näherte sich Walpurg mit der Frage: „Wo wollt Ihr hin, gute Frau?“ „Zum herzoglichen Rath von der Heide,“ entgegnete Walpurg und wollte an dem Narren vorübergehen. Der lustige Rath vertrat ihr aber den Weg: „Soll Nicolaus bei Hedwig für Euch reden? Das hilft wie eine Bohne in einen Braukessel!“ und ehe noch Walpurg ein Wort entgegnen konnte, fuhr der Narr fort: „Hätt' nur Euer Mann auf die Lehren weiser Leute gehört; ich hab' ihm immer gesagt, daß er nicht den Löffel in fremder Leute Töpfe stecken soll, nun hat er sich gründlich den Mund verbrannt.“ Die Knechte lachten, während Walpurg, von diesen Scherzen unangenehm berührt, heftiger als gewöhnlich entgegnete: „Sagt mir lieber, wo ich den jungen von der Heide finden kann.“ „Dort auf dem rechten Flügel,“ entgegnete der Narr und wies Walpurg zurecht; während diese in der Thür des Schlosses verschwand, sagte der lustige Rath: „Der Stadtschreiber war wirklich ein kluger Gesell! aber gescheidte Hündlein tragen die Wölfe auch zu Holze. Nun muß ich aber fort und mit dem kleinen Friedrich am

Brettspiel sitzen," setzte der Narr hinzu und ging in das Schloß.

Walpurg eilte hochklopfenden Herzens dem bezeichneten Zimmer von der Heide's zu. Als sie an der Thür angekommen war, hielt sie einen Augenblick inne. Sie zögerte — Gesang und Lautenspiel scholl ihr entgegen; es war gewiß Nicolaus, der wieder seine alten Künste zu üben suchte. Dazwischen klang lustiges Lachen, und um so ruhiger konnte sie ihren Besuch wagen — sie trat ein.

Der junge von der Heide saß am Fenster und spielte noch auf der Laute, während seine Frau auf einem Ruhebett ausgestreckt lag und nachläßig auf seinen Gesang zu hören schien. Bei dem Eintritt Walpurg's brach Nicolaus augenblicklich seinen Gesang ab und starrte auf die Frau des Stadtschreibers wie auf die Erscheinung eines Geistes. Jagula, die halb die Augen geschlossen und den Eintritt Walpurg's nicht bemerkt hatte, rief sogleich heftig: „Warum singst Du nicht mehr? — hab' ich Dir nicht gesagt, daß Du mich in Schlaf singen sollst?"

„Verzeiht, daß ich störe," begann jetzt Walpurg, „aber in meiner größten Noth bleibt mir kein anderer Ausweg, als bei Euch Hilfe zu suchen." Nicolaus richtete nur seine brennenden Augen auf Walpurg, doch kein Wort kam über seine Lippen. „Was wollt Ihr?" frug Jagula herrisch und schlug die Augen vollends auf. Jetzt erst erkannte sie Walpurg, und

hastig sprang sie von ihrem Ruhebette auf. „Ah, die kleine Schänkwirthstochter!“ rief sie hastig, und ihre Blicke ruhten voll Haß auf der armen, unglücklichen Frau.

„Die Frau des Bürgermeisters Bitsch,“ erklärte Nicolaus, der sich allmählich von seiner Bestürzung zu erholen begann.

„Ich weiß, ich weiß,“ entgegnete Jagula höhnisch — „die kleine Walpurg, die der große Bitsch als Weib heimgeführt.“

„Spottet nicht, edle Frau!“ sagte Walpurg sanft und ruhig; „Habt Mitleid mit meinem armen, schwer verfolgten Manne und legt ein freundlich Wort bei Eurer erlauchten Herrin für ihn ein!“

„Nimmermehr!“ entgegnete Jagula hastig, „er hat sein Schicksal verdient! warum gab er mich —“ sie stockte, „warum verließ er uns und hielt es mit der Stadt!“ setzte sie hinzu.

„Er hat nicht Uebles gethan, wofür er den Tod verdient hätte, und jetzt hat Herzogin Hedwig doch das Bluturtheil über ihn fällen lassen!“

„Herzogin Hedwig kümmert sich wenig darum,“ entgegnete Jagula, „er ist von den Richtern verurtheilt worden, und es ist gut, daß daher dieser unruhige Kopf zur Ruhe kommt!“

„Ohne Hedwig's Wollen wird meinem armen Manne kein Leid widerfahren, und nur Eure mächtige Fürsprache kann ihn retten — habt Barmherzig-

keit, edle Frau," fuhr Walpurg mit großer Wärme fort: „Ihr wart einst auch Ambrosius freundlich gesinnt, und nun wollt Ihr Euch in der Stunde der Noth so hart und kalt von ihm abwenden?"

„Wollt Ihr mich verhöhnen?" frug Jagula zornig — „ich hasse ihn, ich habe ihn stets gehaßt, den eitlen, ränkesüchtigen Thoren!" — setzte sie eifrig hinzu, als müsse sie diese Behauptung vor sich selbst rechtfertigen.

„Und wollt auch Ihr nicht auf meine Bitte hören?" wandte sich jetzt Walpurg an den jungen von der Heide. „Ihr waret Ambrosius Freund — nicht wahr, Ihr werdet ihn jetzt nicht verlassen — wo uns Alles verläßt!" Walpurg richtete ihre blauen reinen Augen bittend auf Nicolaus, der die seinen niederschlug und verlegen stammelte: „Ich vermag Nichts — wenig für Euch zu thun!"

„Nicolaus!" rief Walpurg unter überquellenden Thränen, „als ich noch ein klein Mädchen war, habt Ihr mir oft gesagt, Ihr würdet für mich das Leben lassen — ich hab' nie Etwas von Euch erbeten — aber jetzt lieg' ich vor Euch auf den Knieen und fleh' Euch an, rettet meinen Gemahl, legt wenigstens ein gut Wort für ihn ein!"

Nikolaus blickte in wunderbarer Erregtheit auf die vor ihm knieende Frau — seine Jugendliebe erwachte wieder in voller Macht — Alles vergessend, neigte er sich zärtlich zu Walpurg hinab und sagte herzlich:

„Sei ruhig, Walpurg, ich werde für Ambrosius sprechen!“

Walpurg athmete hoch auf und stieß einen leichten Freudenschrei aus.

„Das wirst Du nicht!“ ließ sich plötzlich Jagula vernehmen und stand drohend, in zorniger Schönheit vor ihrem Manne.

Einen Augenblick schwankte Nicolaus, aber nur einen Augenblick; dann, als er noch immer die flehenden Blicke Walpurg's auf sich gerichtet sah, frug er fest und ruhig: „Warum sollt' ich nicht, wer könnte mich daran hindern?“

„Ich!“ entgegnete Jagula, und ihre Augen schienen Blitze zu schießen.

„Du irrst Dich,“ erwiederte Nikolaus, „ich hab' lange genug unter Deiner Botmäßigkeit gestanden — ich will endlich frei sein! — Walpurg, verlaß' Dich darauf, ich werde sogleich mit Hedwig sprechen und Alles daran setzen, daß Ambrosius frei wird!“ und der junge Rath wollte das Zimmer verlassen.

„Wagst Du wirklich zu gehen?“ frug Jagula und ergriff in leidenschaftlicher Heftigkeit seinen Arm. „Du wirst es bereuen!“ setzte sie kalt und drohend hinzu.

Walpurg schauderte und sagte ängstlich: „Bleibt, Nicolaus — ich will nicht, daß Ihr Euch den Haß dieser Frau zuziehen sollt!“

„Pah,“ entgegnete Nicolaus, „Jagula ist nicht halb so bös', als sie scheint, nicht wahr, Liebchen?“

und mit altem Leichtsinn eilte er hinaus, während Walpurg in größter Unruhe das Gemach verließ.

„Das sollst Du büßen!" knirschte Jagula und warf sich rachebrütend auf ihr Ruhebett zurück.

Wohl fühlte der junge von der Heide einige Beklommenheit, als er den Gemächern der Herzogin zuschritt; aber sein leichter Sinn half ihm rasch darüber hinweg. „Sie kann mir höchstens ein finsteres Gesicht machen, und das vertrag' ich schon," tröstete er sich selbst und trat in Hedwig's Zimmer. Die Herzogin schien in heiterer Laune zu sein; sie blickte lächelnd auf ihren Sohn, der mit dem lustigen Rath am Brettspiel saß. Nicolaus gewahrte die freundliche Stimmung der Herzogin und wollte sie rasch benutzen. „Verzeiht, erlauchte Herrin, daß ich zu stören wag'," brachte er anfangs stockend hervor; aber als ihn Hedwig mit einem freundlichen Blicke aufmunterte, weiter zu sprechen, fuhr er rascher und sicherer fort: „Ihr wißt, hohe Frau, Bitsch und ich sind Jugendfreunde gewesen, und wenn ich ihn auch mit verurtheilt hab', weil er sich schwer vergangen, fleh' ich doch für ihn und hoff', Ihr werdet Gnade für Recht ergehen lassen und ihm das Leben schenken!"

Hedwig hatte eine solche Bitte am wenigsten erwartet und blickte überrascht auf den jungen Rath, ohne ihm sofort eine entscheidende Antwort zu ertheilen.

„Du hast Recht, Nicolaus," begann sogleich der

lustige Rath, „der arme Mann braucht seinen Kopf noch weiter, als ihn auf den Block zu legen, und solch' ein kluger Kopf — ich hab' es immer gesagt, daß er ein größerer Narr ist, als ich."

„Nein, ich kann ihm nicht helfen!" entgegnete jetzt Hedwig, „er hat ein zu groß' Verbrechen begangen, das muß er büßen."

„Bitsch war nur ein Narr, glaub' mir's, Hedwig!" versicherte der lustige Rath und fuhr eifrig fort: „Er hat stets den Wind auf Flaschen gezogen und den Nebel gebalgt. Jeder bleibe bei seinem Fach, dann fällt auch kein Schneider vom Dach."

Der kleine Friedrich mußte lachen, nnd als jetzt Nicolaus von der Heide noch einmal seine Bitten warm und eindringlich wiederholte, schmiegte sich auch ihr Sohn um ihre Kniee und stimmte in die Bitten des Rathes ein.

„Schweigt! Bestürmt mich nicht länger mit Bitten und laßt mich allein!" befahl Hedwig. Ihr Antlitz zeigte die frühere Härte und Kälte. Der lustige Rath und Nicolaus von der Heide verließen niedergeschlagen das Zimmer. Der kleine Friedrich wollte zurückbleiben; aber Hedwig machte eine gebieterische Handbewegung, und auch er schlich leise hinaus.

Nicolaus von der Heide ging verstimmt und mißmuthig in sein eigenes Zimmer. Jagula aufzusuchen wagte er nicht — nun hatte er seiner stolzen Frau so entschieden getrotzt und doch Nichts erreicht. Er

fühlte sich darüber sehr unglücklich, und zum erstenmal konnte er sich der trüben Gedanken nicht erwehren, daß ihm harte Stürme bevorstehen würden. Welche Bestürzung aber ergriff Nicolaus, als er in sein Zimmer trat und Jagula darin erblickte, die ihn erwartet zu haben schien. „Willst Du mir schon jetzt den Kopf waschen?“ frug er verlegen. „Straf' mich nicht mit Deinen zornigen Blicken, ich bin schon geschlagen genug.“ Jagula blickte ihn nur mit ihren dunkeln, blitzenden Augen an und schwieg. „Hei, was soll ich den Kopf hängen wie ein Mühlesel,“ fuhr Nicolaus fort, sich selbst ermunternd, „ich will einen Becher Wein trinken, der hat mir immer alle Sorgen verjagt.“ „Darf ich ihn Dir kredenzen?“ frug Jagula mit seltsam gedämpfter Stimme. Nicolaus sah überrascht auf seine Frau. „Dann soll er mir desto besser munden,“ sagte er lachend. Jagula griff nach einem Becher, der bereits gefüllt auf einem Seitentische gestanden, denn der trinklustige Rath hielt es mit bereitstehenden vollen Bechern. Seine Frau reichte ihm jetzt den Becher. „Du zürnst mir nicht mehr? Ah, Du bist doch gut!“ rief Nicolaus erfreut und trank den Wein in raschen Zügen hinunter.

Die Polin verwandte kein Auge von ihrem Manne und stellte den Becher wieder bei Seite. „Ich hätt' wahrhaftig nicht geglaubt, daß Du so leicht versöhnlich bist!“ fuhr Nicolaus erleichterten Herzens fort; „ich hatt' mich schon darauf gefaßt gemacht, Dich nun vier

Wochen drohend und finster zu sehen.“ Jagula lächelte eigenthümlich. „Ah, was ist das?“ rief jetzt plötzlich der junge von der Heide. „Der Trunk war zu kalt, mir erstarrt das Herz — o Gott!“ „Das geht schnell,“ rief die Polin mit grausamem Hohn. „Wirkt es schon? Du wirst keinen zweiten Gang für das Bürgerweib thun, Du verliebter Schäfer! Ha, ha, glaubst Du denn, daß ich mit mir spielen lasse? Zum erstenmal hattest Du mir einen Willen gezeigt, und das war Dein Tod!“

„Tod!“ wiederholte von der Heide und begann zu schwanken. „Ah, Du hast mich vergiftet, Schlange! hinweg! wie sie sich glatt und tückisch um mich ringelt!“ begann er in wilden Todesphantasien. „Fort, fort! so jung, Walpurg, und sterben müssen! Walpurg, Euch liebte ich, Euch galt der Becher!“ Nicolaus machte einen Sprung, als wolle er sich von einer Höhe herabstürzen, und brach zusammen — er war todt . . .

Hedwig war jetzt allein und las noch einmal das Urtheil durch, das über Bitsch gefällt worden war. Endlich war der Verhaßte in ihrer Macht, und sie konnte ihn zermalmen. Wie schwer hatte er sie nicht gekränkt, wie tief gedemüthigt. — Aus ihrem Erbe vertrieben, das Heer ihres Mannes geschlagen und

ihm damit den Tod gebracht. Er sollte es durch ein schmachvolles Ende büßen. — Und hatte er sie nicht beleidigt und gekränkt von Kindheit an? Sie dachte an ihre Jugendzeit. Wieder stand vor ihr der schwarzlockige Knabe, der mit solch' brennenden Augen sie anblickte und ihr die Ruhe nahm. Diese Augen sah sie immer — sie haßte, sie liebte diese Augen, in denen schon das Feuer des Mannes loderte. Und wie hatte dieser Knabe auf jeden ihrer Wünsche gelauscht, wie hatte der Jüngling noch mit glühender Schwärmerei zu ihr hinaufgeblickt! Warum mußte er ein Niedriggeborener sein! Warum mußte sie ihn mit eisigem Stolz zurückstoßen, während das wallende junge Herz ihn an sich ziehen und für immer festhalten wollte. Die vergangene Seligkeit, der verschwundene Schmerz zogen noch einmal durch ihre Seele, und die sich einst geliebt, hatten sich zu tiefe Wunden geschlagen, zwischen ihnen gab es keine Versöhnung mehr. Und doch wußte Hedwig, daß nur die Liebe zu ihr Bitsch zu allen den verwegenen Unternehmungen aufgestachelt hatte, und daß sein Leben vielleicht friedlich verlaufen wäre, wenn ihn nicht diese Leidenschaft erfaßt hätte. War sie dann nicht selbst schuldig, und durfte sie ihn so kalt und schonungslos seinem Geschick überlassen? War es nicht edler, ihm zu verzeihen, ihm jetzt als Siegerin die Hand zu reichen und ihm zu sagen: „Laß uns Frieden machen, unsere Herzen lodern nicht mehr so wild und stürmisch

auf, sie bewegen sich nicht ewig zwischen Liebe und Haß, sei mir jetzt ein treuer Freund — ich steh' allein und brauche Deine Hilfe!" Rascher rollte das Blut in ihren Adern, sie griff nach ihrem Herzen, das heftiger auf- und niederwogte, und wie vor einem finstern Zukunftsbilde erschreckt, sprang sie auf und streckte abwehrend die Hände aus. „Was ist das? lieb' ich ihn denn wirklich noch? Nein, er darf nicht in meiner Nähe sein! Nur sein Tod bringt diesem Herzen Ruhe!" In wilder Hast ergriff Hedwig das Schreibrohr und setzte ihren Namen unter das Todesurtheil. Je heftiger Jemand „nein" gesagt, je eher ist er geneigt, im nächsten Augenblick „ja" zu sagen, das ist besonders Frauenart. — Auch in Hedwig's Ohr klangen jetzt erst die Bitten des jungen von der Heide nach, sie beschloß, das unselige Blatt noch nicht aus der Hand zu geben — vielleicht kam noch einmal eine mildere Stimmung über sie, und sie wollte deshalb keine übereilten Schritte thun. Sie erhob sich, um das Todesurtheil in ihren Schrank einzuschließen. — Da ließ sich der Abgesandte des Herzogs von Oels melden und überreichte den Brief seines Herrn. Hedwig las aufmerksam das Schreiben. Gerade diese lebhafte Fürsprache Herzog Konrad's entschied vollends des Stadtschreibers Geschick und trieb die Herzogin zu rascher That. — Wenn für Bitsch solch' mächtige Freunde aufstanden, dann war jede Zögerung gefährlich, und ihr Stolz bäumte sich dagegen auf,

einer solchen Einsprache nur die geringste Beachtung zu schenken. „Ich werd' Herzog Konrad meine Antwort schicken!" sagte sie kalt. Der Abgesandte bat um sofortigen Bescheid und wiederholte noch mündlich die dringende Bitte seines Herrn um Begnadigung des Stadtschreibers. In dem Antlitz der Herzogin Hedwig zuckte es wild auf. „Nimmermehr!" sagte sie fest und entschlossen, und mit einer verabschiedenden Handbewegung setzte sie hinzu: „Er ist verurtheilt, Gott mag ihm helfen!"

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Der plötzliche Tod des jungen von der Heide hatte im Schlosse nicht geringes Aufsehen gemacht, dennoch ahnte Niemand ein Verbrechen. Man nahm an, daß sich der junge Rath über das Abschlagen seiner Bitte heftig geärgert, darauf rasch getrunken, und ihn deshalb der Schlag gerührt habe. Jagula zeigte zu Aller Erstaunen einen tieferen Schmerz, als man ihn erwarten konnte. Sie saß lange finster brütend an der Leiche und starrte wie geistesabwesend auf die bleichen Züge, die noch jetzt den unverkennbaren Stempel leichtsinniger Gutmüthigkeit trugen. So fand sie noch die alte von der Heide, die bei der Schreckensnachricht sofort auf's Schloß geeilt war, obwohl sie schwer leidend auf dem Krankenbett gelegen hatte. Vergeblich frug die alte von der Heide nach den näheren Umständen des plötzlichen Hinscheidens ihres Sohnes; Jagula saß bewegungslos dort und gab keine Antwort.

„Mein Sohn, mein Sohn!" rief die Alte und

beugte sich zärtlich über die Leiche. Plötzlich gewahrten ihre scharfen Augen einzelne kleine Flecke an dem Körper ihres Sohnes — und sie stieß entsetzt heraus: „Nein, der Schlag hat ihn nicht gerührt, er ist vergiftet worden!“ Jagula erhob den Kopf und blickte mit ihren starren Augen die alte von der Heide erschrocken an. „Er ist vergiftet worden, und das hast Du gethan, Du falsches, verrätherisches Weib!“ fuhr die alte von der Heide heftig fort, deren Verdacht durch das eigenthümliche Benehmen Jagula's eine noch größere Verstärkung erhielt. „Nein, ich täusche mich nicht — Du erbleichst bei meinem Wort — ich irre mich nicht, Du allein bist die Mörderin!“

Jagula strich mit der Hand über die Stirn; die wilde Verzweiflung der Alten gab ihr die Besinnung wieder. Der alte unbeugsame Geist erwachte, mit dem sie dieser Frau stets entgegengetreten war, und sie erwiederte höhnisch: „Irrt Ihr Euch wirklich nicht? Ich hab' Euch ja immer gewarnt, uns Beide zusammenzubringen, Ihr habt nicht hören wollen und tragt nun selbst die Schuld!“

Gerade dieser kalte Hohn brachte die alte von der Heide vollends zur Verzweiflung; sie raufte sich das graue Haar und klagte sich an, daß sie ihren Sohn mit diesem grausamen Weibe verheirathet, dann stürzte sie wie wahnsinnig auf Jagula zu und schien ihre langen, mageren Finger in das Antlitz Jagula's graben zu wollen. Diese wich einen Schritt

zurück. „Ich werde Dich anklagen, daß Du Deinen Gatten ermordet, und dann magst Du mit Deinem alten Geliebten — dem elenden Stadtschreiber, gemeinschaftlich das Schaffot besteigen!" rief die alte von der Heide mit kreischender Stimme. „Ich hab' durchaus nicht Lust, ihm Gesellschaft zu leisten," entgegnete Jagula, die für die ohnmächtige Wuth der verzweifelten Mutter nur ein kaltes Lächeln hatte.

„Hast Du mir nicht selbst Deine Schuld bekannt?" frug die Alte hastig. „Ihr seid trunken, wie es so oft Euer armes Söhnlein war," entgegnete Jagula ruhig, „doch bemüht Euch nicht weiter, gute Frau, ich geh' noch heut in's Kloster, und Ihr wißt, die Kirche ist allen frommen Sündern gnädig."

Die alte von der Heide fühlte, daß ihr damit das Opfer ihrer Rache entging. Dieser Schmerz verzerrte fast noch mehr ihr Antlitz als der um den Verlust des Sohnes.

„Nicht wahr, es ist Nichts schrecklicher, als wenn uns der Wurm entschlüpft, der uns gestochen, und den wir dafür zertreten wollten?" frug Jagula. „Denkt an Niemova — doch nun lebt wohl, ich werde mit Vitsch's frommer Schwester manch' Paternoster beten und zuweilen von Ambrosius plaudern!" und mit einem wilden, höhnischen Gelächter verließ sie das Zimmer.

Die alte Frau antwortete nicht; tiefer beugte sie sich über die Leiche ihres Sohnes; reichlicher flossen

ihre Thränen; aber ihr Schmerz war stiller geworden. Der furchtbare Hohn Jagula's war wie ein glühend Eisen in ihre Brust gefahren und schien die blutende Wunde ausgebrannt zu haben. — Nur von der Leiche ihres Sohnes wollte sie sich nicht trennen, und man mußte sie endlich mit Gewalt entfernen.

Der alte von der Heide nahm auch diesen Schlag in gewohnter Ruhe hin und sagte nur: „Meine Frau hat's nicht besser haben wollen; ich hab' den Augen der Polin nie getraut; sie waren nicht ehrlich." Und das behauptete ein Mann, von dessen Augen man noch viel Schlimmeres sprach.

Nach seiner Verurtheilung hatte Bitsch ruhig sein Schicksal erwartet; er hoffte Nichts mehr, denn er wußte, daß Hedwig ihn nicht schonen würde. Von dem Ausgange der Bemühungen seiner Frau war keine Nachricht zu ihm gedrungen, und so bezweifelte er wohl, daß Walpurg Erfolge errungen haben würde. Wer einmal am Boden liegt, für den erhebt sich nicht so leicht eine schützende Hand. Als deshalb am Abend des dreiundzwanzigsten Juli Pater Benedetto ernst und feierlich in sein Gefängniß trat, konnte Bitsch nicht mehr erschrecken, er wußte sogleich, was dieser Besuch bedeuten sollte, und hieß den Dominikaner mit einer

Milde und Freundlichkeit willkommen, die diesen stutzig machte. „Bitsch, Ihr habt mir einst sehr wehe gethan,“ sagte Pater Benedetto, „doch ich komme heut als Freund zu Euch und hoff', daß wir uns versöhnen!“

„Haltet nicht mit Eurem Auftrag zurück,“ entgegnete Bitsch mit ruhigem Lächeln; „Ihr kommt, um mich auf meinen letzten Gang vorzubereiten.“

„Ihr habt es gesagt!“ erwiederte der Mönch, und seine Augen ruhten forschend auf dem bleichen Antlitz des Stadtschreibers, das bei diesem inhaltsschweren Worte nicht die geringste Bewegung zeigte.

„Ich dank' Euch,“ sagte Bitsch freundlich und streckte dem Mönch die Hand entgegen, „es ist mir lieber, daß Ihr mir diesen Dienst erweist, als ein fremder Priester.“

Pater Benedetto fühlte sich durch die weiche, milde Stimmung des Stadtschreibers seltsam bewegt. „Hättet Ihr nur immer einen solch' demüthigen Sinn gezeigt, dann wäre Euch viel Schlimmes erspart gewesen,“ sagte der Mönch und drückte seinem ehemaligen Gegner herzlich die dargereichte Hand.

„Dann wär' ich ein arm' Stadtschreiberlein blieben,“ entgegnete Bitsch, und mit gerötheten Wangen fuhr er in alter Lebhaftigkeit fort, „nein, Pater Benedetto, meinen Ehrgeiz bereu' ich nicht, ich hab' damit eine Herzogin gestürzt und mir in ganz Schlesien einen großen Namen gemacht!“

„So habt Ihr doch Nichts von Eurer Ruhmsucht eingebüßt?“ frug Pater Benedetto beinahe traurig. „Die Zeit wird Euren Namen verwehen wie ein welkes Blatt.“ Bitsch schüttelte ungläubig den Kopf. „Ihr habt Euer Herzblut daran gesetzt,“ fuhr der Mönch ernst und eindringlich fort, „damit Euer Name und Eure Thaten im Gedächtniß der Nachwelt fortleben sollen, und habt nicht gedacht, wie klein Liegnitz ist gegen die übrige Welt. In kurzer Zeit schon wird Niemand Eurer mehr gedenken, und wenn es doch geschieht, wird es heißen, der Stadtschreiber von Liegnitz war ein Aufrührer und starb den Henkertod!“

Nachdenklich hatte Bitsch auf die Rede des Mönches gehört, bei den letzten Worten zuckte es in seinem Antlitz schmerzlich auf. „Ihr mögt Recht haben, Pater Benedetto!“ sagte er fast tonlos. „Ich fühl' es jetzt, daß meine stolzen Träume der Wind verweht.“

„Weil Ihr nur aus eitel Ruhmsucht gehandelt,“ entgegnete der Dominikaner, „hätte Euer Thun einen edleren Antrieb gehabt, dann würdet Ihr jetzt nicht solch' bittere Früchte zu kosten bekommen.“

„Ich hab' mich nicht vom Ehrgeiz allein treiben lassen, ich wollte das Beste meiner Vaterstadt,“ war des Stadtschreibers Antwort.

„Aber wie stolz und heftig seid Ihr überall drein gefahren, und zu welchen Mitteln habt Ihr gegriffen!“ erwiederte Pater Benedetto, „auch mich habt Ihr da=

mals arg getäuscht.“ „Ihr habt Euch allein getäuscht, nicht ich!“ entgegnete Bitsch, und jetzt spielte doch wieder das alte überlegene Lächeln um seine Lippen. Der Mönch gewahrte das Lächeln wohl, ließ sich aber davon nicht aus seiner Ruhe bringen und entgegnete sanft: „Lassen wir den alten Streit ruhen; die Kirche ist eine gütige Mutter und verzeiht all' ihren Söhnen, die reumüthig zu ihr zurückkehren. Ich hoffe, Ihr seid unserer rechtgläubigen Kirche nicht völlig abtrünnig geworden!“ und die Augen des Mönches ruhten prüfend auf dem Antlitz des Stadtschreibers.

Bitsch schwieg einige Augenblicke; „darf ich Euch offen die Wahrheit bekennen?“ sagte er zögernd.

„Ihr steht vor dem Priester!“ entgegnete Pater Benedetto ernst und feierlich.

„Ihr wißt,“ begann der Stadtschreiber, „mein Vater war ein frommer Katholik, meine Mutter eine eifrige Hussitin. Das hätt' eine üble Ehe gegeben, wenn nicht mein Vater seine Frau tief und innig geliebt. Schon hatte sie ihn halb seines Glaubens abtrünnig gemacht, da kamt Ihr in's Haus, und Euer heiliger Eifer bekehrte wieder den unglücklichen Mann. Der Vater ermahnte mich, im alten Glauben zu beharren, die Mutter predigte mir die neue Lehre — kein Wunder, daß ich hin und her schwankte und zuletzt nicht entscheiden mochte, welcher Glaube der rechte sei; da konnte keine der beiden Lehren rechte Wurzel

bei mir fassen — dann war ich in Italien, und Ihr wißt, dort fragen sie am wenigsten nach dem Glauben, und Alles kümmert sich nur um die Staatsgeschäfte.»

„So seid Ihr doch unserm heiligen Glauben abtrünnig worden?» frug hastig der Mönch.

„Ihr habt mich nicht aussprechen lassen,» entgegnete Bitsch ruhig. „Nur der Mutter zu Liebe hab' ich mich der Hussitenlehre zugeneigt, aber ich bin der Kirche nicht abtrünnig geworden, weil ich gleichgiltig —

„Dann seid Ihr noch ein rechtgläubiger Christ,» unterbrach ihn Pater Benedetto freudig, „und wie schwer Ihr auch gefehlt, Ihr werdet morgen vor einem gnädigen Richter stehen!»

„Morgen!» wiederholte Bitsch langsam und strich mit der Hand über die Stirn. — „Ich werde bereit sein! nur eine Bitte sucht mir zu erfüllen; laßt mich hier im Gefängniß meinem Weibe Lebewohl sagen — damit ich es nicht auf dem Blutgerüst darf.»

Pater Benedetto versprach, für die Erfüllung dieses letzten Wunsches zu sorgen, und nachdem noch Bitsch eine kurze Beichte abgelegt hatte, verließ ihn der Mönch mit freundlichem, mildem Lächeln.

Eine Stunde später ruhte Bitsch noch einmal an dem treuen Herzen seines Weibes. Walpurg hatte keine Worte, nur heiße, bittere Thränen; aber Bitsch zeigte in seinem ganzen Wesen jene Ruhe, jenen tiefen

Frieden, wie er Sterbenden eigen ist, die bereits den Blick von dieser Erde hinweggewandt haben und verklärten Auges den Himmel suchen. Seinem milden, freundlichen Trosteswort blieb Walpurg nicht länger unzugänglich; ihr Schluchzen wurde weniger krampfhaft, und ihre Thränen flossen stiller die Wange herab.

Walpurg konnte allmählich erzählen, was sie zur Rettung ihres Mannes gethan, und frug dann hastig: „Ambrosius, giebt es denn keinen Ausweg mehr für Dich? —"

Bitsch schüttelte statt aller Antwort das Haupt.

„O Gott, ich kann es nicht ertragen, ich kann es nicht!" jammerte die arme Frau.

Der tiefe Schmerz Walpurg's zerriß die Brust des Stadtschreibers mehr als der Gedanke an sein eigenes finsteres Geschick. „Fasse Dich, Walpurg," bat er weich und freundlich, „sie mögen immerhin mich morden, ich weiß, daß ich nicht den Tod verdient hab', und ich hoff' von ganzem Herzen, daß Podiebrad meine Mörder zur Rechenschaft ziehen wird."

„Ach, damit erhalt' ich Dich nicht wieder!" klagte Walpurg.

„Aber mit diesen Gedanken sterb' ich gern und freudig," erwiederte Bitsch, und seine Augen glänzten im alten Feuer.

„Wie groß, wie edel Du bist," sagte Walpurg

bewundernd, „Du hast nur das Gute gewollt und doch überall Nichts als Undank geerntet, und es schmerzt mich Nichts mehr, als daß auch Eva mich so schnöde und höhnisch abgewiesen hat.“

Der Stadtschreiber schwieg und senkte nachdenklich den Kopf in seine Hand; er konnte das Benehmen Eva's wohl begreifen, mochte aber nicht erst in diesem letzten Augenblicke den Schleier von der Vergangenheit lüften und sagte nach einer Pause: „Sieh', Walpurg, die Zigeunerin hat mich damals vor drei Katzen gewarnt, sie sind in Wahrheit nicht ausblieben. Kennst Du jetzt die Katzen?“ Walpurg blickte verwundert und fragend ihren Gemahl an. — „Nun das ist nicht schwer zu finden,“ fuhr Bitsch lächelnd fort — „Eva, Frau Wüsthube und die Wittwe Wolf — da hast Du die drei Katzen. —“ „Ja diese drei Frauen sind falsch wie die Katzen,“ bemerkte Walpurg — „ich hab' erst jetzt erfahren, wie sehr sie Dir geschadet und Dich beim Volk verhetzt.“ „Es ist Alles erfüllt worden,“ begann Bitsch in seiner gewohnten, brütenden Weise, „nur hat das ägyptische Weib die Tigerkatze vergessen, die mir die Brust zerfleischt.“

„Die rachsüchtige Hedwig!“ rief Walpurg und seufzte tief auf.

„Nun hab' ich noch eine Bitte, Walpurg,“ begann jetzt Bitsch, und seine Stimme wurde leiser; er mußte jetzt selbst mühsam nach Fassung ringen. „Zeig' mor-

gen Niemand Deinen Schmerz, kannst Du's nicht tragen, dann schließ Dich ein in das abgelegenste Zimmer unseres Hauses; aber gönn' nicht den Leuten, daß sie über Deine Verzweiflung jubeln — deshalb habe ich Dir hier Lebewohl sagen wollen, weine Dich noch einmal aus an meiner Brust, und dann lass' uns scheiden!"

Walpurg sank in namenlosem, stummem Schmerz dem geliebten Manne in die Arme, der sie zärtlich an sich drückte und jetzt aller seiner Kraft bedurfte, um den letzten Rest von Ruhe zu bewahren. Ein Fieberschauer schien die unglückliche Frau zu schütteln. „Sei stark, Walpurg!" ermahnte Bitsch, „ich sterbe gern und freudig, denn ich bin müde geworden. Auf Wiedersehen da drüben!" setzte er leise hinzu, und sein Blick schweifte durch das vergitterte Fenster zum Himmel.

Die milde, ruhige Ergebenheit ihres Mannes in sein Schicksal schien sich auch Walpurg mitzutheilen; sie richtete sich wieder auf, der Thränenstrom versiegte. „Lebe wohl!" hauchte sie hervor; jetzt blickte sie mit unsäglicher Innigkeit ihrem Gatten noch einmal in die Augen, als wollte sie sein Bild für immer in ihrer Seele festhalten, dann schwankte sie, nun doch kaum ihrer Sinne mächtig, langsam hinaus.

Am anderen Tage trat schon in frühster Morgenstunde der Dominikaner in das Gefängniß des Stadtschreibers, reichte dem Gefangenen das heilige Abend-

mahl, und dann schickten sich Beide zu dem schweren Gange an. Im Schloßhof harrten schon eine Menge herzoglicher Knappen und Knechte, die zur Begleitung des Gefangenen ausersehen waren.

Trotz der frühen Morgenstunde war auch Hedwig schon munter und saß am Fenster. Ihr gegenüber lag der Thurm, in dem Bitsch gefangen saß, und sie sah, wie sich die Thür öffnete und Bitsch heraustrat. Auch jetzt hatte er von seiner stolzen, gebieterischen Haltung Nichts eingebüßt. Ruhig blickte er über die Leute der Herzogin hinweg, deren übermüthiges Gelächter verstummte, als Bitsch über die Schwelle trat und die Stufen hinabschritt. Es lag doch in seinem Auftreten eine zwingende Gewalt, der sich selbst diese rohen Gesellen nicht entziehen konnten. Nicht einmal das Gefängniß hatte die stolze Haltung dieses Mannes beugen können, sein Antlitz zeigte die größte Ruhe; er schien noch immer in voller, ungebrochener Kraft, nur das Haar war jetzt völlig gebleicht, und während ein leichter Morgenwind um seine weißen Locken spielte, röthete die frische Luft ein wenig die bleichen Wangen des Gefangenen. Noch einen Augenblick blieb Bitsch im Hofe stehen; seine Augen schweiften zu den Fenstern des Schlosses hinauf — um zu entdecken, ob man grausam genug sei, sich an seiner traurigen Lage zu weiden; er konnte anfangs Niemand gewahren, da erblickte er Hedwig. Nicht das leiseste Zucken ging durch seinen Körper. Mild und ruhig

schaute er zu seiner Feindin hinauf, und sein Blick schien zu sagen: „Deine Pfeile treffen mich nicht mehr, das Schwerste liegt bereits hinter mir!“ Hedwig konnte gerade diesen Blick nicht ertragen und trat vom Fenster zurück.

Bitsch war jetzt bereit, seinen Führern zu folgen. Als sie den Schloßberg hinabstiegen, tauchte eben die Sonne funkelnd und strahlend am Horizonte auf — Bitsch mußte, von dem ungewohnten Glanze geblendet, die Augen schließen, und erst als er sich an das helle Sonnenlicht gewöhnt hatte, blieb er eine Weile stehen und schaute mit trunkenem Entzücken und weiten offenen Augen in den Sonnenball. Die Knechte blieben stehen und ließen den Gefangenen gewähren; auch die rohesten Menschen haben es stets für ihre Pflicht gehalten, einen armen Sünder auf seinem letzten Gange schonend zu behandeln — ja, ihm wo möglich noch eine Freundlichkeit zu erweisen. Nur Einer aus dem Gefolge rief: „Mann! seht nicht länger in die Sonne, Ihr werdet ja erblinden!“

Bitsch lächelte. „Wer in den Tod geht, braucht seine Augen nicht zu schonen,“ sagte er leise, und sich zu dem Dominikaner wendend, setzte er hinzu: „Ich kann mich nicht satt sehen an diesem Anblick!“

„Bald werdet Ihr noch einen höhern, himmlischern Glanz schauen!“ versicherte Pater Benedetto mit frommem Eifer.

Der Gefangene mußte sich endlich von dem prächtigen Schauspiel trennen. Der Zug erreichte das Goldberger-Thor und bewegte sich jetzt durch die finsteren Straßen der Stadt.

Obwohl auf dem Marktplatz das Blutgerüst in aller Stille aufgeschlagen und eine solch' frühe Stunde gewählt worden war, stand doch auf dem weiten Platze die Menge Kopf an Kopf, und alle Fenster des Ringes waren mit Zuschauern besetzt, und selbst die Dächer wimmelten von neugierigen Menschen, die sich nun einmal ein solches Schauspiel nicht entgehen lassen wollten. Und welches Schauspiel! Es war nicht ein gemeiner Verbrecher, es war das Oberhaupt der Stadt, das heut das Schaffot bestieg.

Eine lautlose Stille herrschte auf dem Platze, und im tiefsten Schweigen harrten Alle der nächsten Augenblicke. In der Brust Einzelner mochte sich wohl einiges Mitleid regen mit dem Geschick eines Mannes, der so viel für die Stadt gethan und seinen kühnen Schritt so schwer büßen mußte; aber die Meisten waren nur von roher Neugier erfüllt und empfanden einen angenehmen Schauer, Zeugen eines solch' wichtigen und zugleich entsetzlichen Vorganges zu sein.

Frau Wolf hatte sich in die Nähe des Schaffotes gedrängt; sie stand am Arme des jungen Wüsthube, und als jetzt der Zug mit dem Gefangenen auf dem

Richtplatze angekommen war, flüsterte sie ihrem Geliebten siegesfreudig zu: „Mein seliger Mann hat stets gesagt: „Hol' ihn der Henker!" nun trifft es ein." Siegismund Wüsthube machte ein verdrießliches Gesicht. „Ist das nicht merkwürdig, mein seliger Mann —" fuhr die redselige Frau fort. Ihr Geliebter unterbrach sie hastig: „Magst Du noch jetzt von Deinem sel'gen Manne schwatzen; aber wenn wir Beide erst Mann und Frau sind, dann sprich nicht mehr von ihm, hörst Du?" Die lebhafte Frau blickte erstaunt zu ihrem Geliebten auf, sah sein finsteres Gesicht und wagte nun doch keinen Widerspruch.

Bitsch war jetzt am Gerüst angekommen, an dessen Stufen bereits der Henker seiner wartete. Auch bei'm Anblick des Scharfrichters verlor Bitsch nicht die Fassung. — Er bot dem finstern, rothgekleideten Mann einen guten Morgen und setzte freundlich hinzu: „Ich hoffe, daß Ihr einen festen Arm habt!"

Das Armsünderglöcklein schrillte bereits fein und schneidend durch die Luft ...

In diesem Augenblick drängte sich hastig ein Mann durch die Menge und stürzte auf Bitsch zu. Es war der alte Peter Rothe. Er warf sich im tiefsten Schmerz an die Brust seines Schwiegersohnes, und indem Thräne an Thräne über die Wange des alten Mannes rollte, frug er leise und schluchzend: „Ambrosius, könnt Ihr mir noch immer nicht verzeihen?"

Bitsch blickte den alten, tief gebeugten Mann mit großen verklärten Augen an und sagte aus freier, voller Brust: „Mein Sinn ist ein anderer geworden, ich verzeih' Euch gern. Hätt' ich immer auf Eure Warnungen gehört, stünd' ich jetzt nicht hier. Ich bin klüger geworden in der letzten Zeit," setzte er mit trübem Lächeln hinzu. „Es ist thöricht, das Glück Anderer aufzubauen, wenn die es nun einmal nicht wollen, und ich büß' nur meine Schuld; aber ein Feind der Bürger bin ich nie gewesen, wenn ich auch nicht verstanden hab', mir ihr Vertrauen zu bewahren. Lebt wohl, alter Freund!" Das Volk hörte gleichgiltig auf seine Rede. Der Zauber war gebrochen. Bitsch vermochte nicht mehr dieser rohen, gaffenden Menge ein Zeichen von Theilnahme zu entlocken. Der Stadtschreiber schien den Stumpfsinn des Volkes nicht zu beachten, er schüttelte seinem Schwiegervater die Hand und schritt dann fester und sicherer die Stufen des Blutgerüstes hinauf. Pater Benedetto folgte und ermahnte ihn, sein letztes Gebet zu verrichten. Bitsch folgte dem Geheiß, und Beide verrichteten knieend auf dem Blutgerüst ein Gebet; dann machte der Dominikaner noch über den armen Sünder das Kreuz und schickte sich an, das Gerüst wieder hinabzusteigen. „Ich danke Euch für diesen letzten Liebesdienst, und ich hoffe, auch wir scheiden als Freunde," sagte Bitsch warm und herzlich.

„Der Tod söhnt Alles aus!" entgegnete der Mönch milder und freundlicher, als es sonst seine Art war. „Gott möge Euch ein gnädiger Richter sein — lebt wohl!" und langsam stieg Pater Benedetto die Stufen des Gerüstes hinab.

Der Henker trat jetzt an Bitsch heran; auch er mußte nach der Sitte jener Zeit den armen Sünder um Verzeihung bitten und wagte dabei nicht aufzublicken. „Ist auch Euer Richtschwert scharf?" frug Bitsch, „erlaubt mir, daß ich es betrachten darf," und er prüfte sorgsam die Schärfe des Mordwerkzeuges. Nachdenklich las Bitsch die Inschrift auf dem Richtschwert: „Wer Etwas findet, eh' daß es verloren, Etwas kauft, eh' daß es feil ist, der stirbt, eh' daß er krank wird." „Ich habe Nichts gefunden, ich habe mir Alles schwer erkämpft, der Spruch gilt nur für Diebe und Mörder!" sagte er mit ruhigem Lächeln.

Der Henker wollte jetzt Bitsch die Augen verbinden. „Laßt mir sie frei!" bat dieser. „Nein, edler Herr," entgegnete der Henker entschieden, „ich könnt' Euren Blick nicht ertragen und schlüge fehl. Ihr habt ohnehin so seltsam leuchtende Augen."

Bitsch lächelte. Noch einen ruhigen, kalten Blick warf er ringsumher — und dann schweiften seine Augen zu seinem Wohnhause hinüber. „Mein Gott, was war das?" Eine Frauengestalt stand auf dem Söller und wehte jetzt mit dem Tuche. „Es ist Wal-

purg — mein treues, liebes Weib — sie hat mehr Muth, als ich von ihr erwartet hatte!" Bitsch zog ein Tuch aus seiner Tasche und schwenkte es zum Gegengruß — er sah die Frauengestalt plötzlich verschwinden, und jetzt umdüsterten sich auch seine Augen. — Der Henker hatte ihm bereits die Binde umgelegt. „Zagt nicht — und macht es kurz!" sagte der Stadtschreiber, und ruhig legte er sein Haupt auf den Block ... Ein einziges Aufblitzen, ein dumpfer Fall, und Alles war vorüber ...

Hedwig war wieder an's Fenster zurückgekehrt und hatte das Läuten des Sterbeglöckleins gehört; ein Wink von ihr — und Bitsch war noch gerettet. „Es muß sein!" sagte sie fest und trat vom Fenster zurück, um das Geläute nicht länger zu hören.

Das unruhige Haupt dieses Mannes war gefallen, und Hedwig nun im ungestörten Besitz ihres Herzogthums. Zwar erfolgte im Jahre 1455 noch eine Aufforderung des Königs Ladislaus von Böhmen an die Liegnitzer, ihm von Neuem zu huldigen und seine Herrschaft anzuerkennen, dagegen eine Drohung, im Weigerungsfalle sie nach Gebühr zu züchtigen; zugleich auch eine Anklage gegen die Mörder und Räuber des Stadtschreibers und Bürgermeisters Bitsch und des Rathes daselbst, aber dann blieb es auch völlig still. Die Krone Böhmen that weiter keine Schritte, um das Liegnitzer Herzogthum wieder zu

gewinnen. Vielleicht war dabei den rückkehrenden Piasten auch das Haus Hohenzollern eine Stütze. Der kleine Friedrich, nachdem er die Tochter Podiebrad's wirklich als Gemahlin heimgeführt, konnte still und ungestört über Liegnitz herrschen. — Das Herzogthum Liegnitz sollte in der Geschichte unseres Landes zwei Jahrhunderte später wieder eine bedeutende Rolle spielen — als es durch das Aussterben der Piasten dem Hause Hohenzollern die ersten Ansprüche auf Schlesien verschaffte.

Wie anders würde sich das Geschick Schlesiens gestaltet haben, wenn der kühne Bitsch nicht gestürzt worden und die Piasten nicht mehr nach Liegnitz hätten zurückkehren dürfen.

Der alte Popplau starb kurze Zeit nach dem jähen Falle seines Widersachers. Seine stolzen Träume waren zu heftig über den Haufen geworfen worden, als daß er noch diesen harten Schlag hätte überwinden können. Von Fieberträumen geschüttelt, in denen die Schatten der verbrannten Juden um sein Lager tanzten, hauchte er seine Seele aus.

Eva folgte einer Einladung Hedwig's und blieb fortan auf dem Schlosse, die beiden stolzen Frauen lernten sich jetzt vertragen und blieben in ehrlicher Freundschaft vereint. Jagula war wirklich in's Kloster gegangen; aber Frieden fand ihre unruhige Seele nicht. Der trauliche Verkehr mit Mechthild bot ihr

die einzige Zerstreuung. Auch diese hatte hinter den Klostermauern nicht das Glück gefunden, das sie dort gesucht.

Der alte Abraham mochte sich mit seiner Enkelin nach der Hinrichtung des Stadtschreibers in Liegnitz nicht mehr sicher fühlen und verließ bald darauf die Stadt, um nach Breslau überzusiedeln, wo er in hohem Alter starb. Judith blieb unvermählt und überlebte ihren Großvater nur wenige Jahre.

Auch der lustige Rath siechte dahin; er fühlte, daß er überflüssig geworden war, und wenn man ihn noch zu Späßen aufforderte, entgegnete er stets: „Von einem nackten Baume bläst der Wind keine Pflaume."

Die Wittwe Wolf war wirklich die Frau des jungen Wüsthube geworden, und der tolle Bursche hatte die kleine Frau bald so trefflich gezähmt, daß sie jetzt ebenso gefüge und folgsam war, wie einst ihr Mann.

Der alte Wüsthube hatte seinen Sohn wieder. Ob er nun glücklich war? Schweigsamer als je ging er seines Weges, und vielleicht bereute er es doch, daß er sich von seiner Frau aufstacheln lassen, einen Mann stürzen zu helfen, der Liegnitz zu einem Ansehen gebracht, wie es die nachfolgenden Piasten doch nicht vermochten.

Walpurg zog mit ihrem Vater auf den Fürstenstein zu ihrer Schwägerin. Die beiden Frauen lebten

still und einsam vor sich hin, und wenn sie oft ihrem unendlichen Leide Worte liehen, sagte der alte Rothe ernst und traurig: „Ich möcht' Euch trösten, wie der alte Wate im Gudrunliede die jammernden Frauen: Laßt das Klagen, sie kommen doch nicht wieder!"

Ende des dritten und letzten Bandes.

Druck von Graß, Barth und Comp. (W. Friedrich) in Breslau.